<36603274650010

<36603274650010

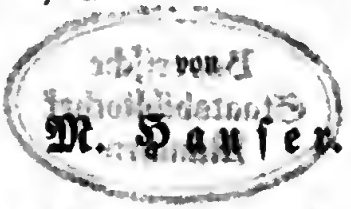
Bayer. Staatsbibliothek

Aus dem Wanderbuche eines österreichischen Virtuosen.

Briefe

aus

Californien, Südamerika und Australien



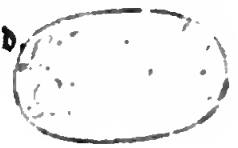
von

M. Hauser.

Gesammelt und herausgegeben

von

S. Hauser.



Erster Band.

Leipzig,
Friedr. Ludw. Herbig.
1859.

Hauser
Aus d. Wanderbuch eines öst. Virtuosen

8 BS dir

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Herrn Ignaz Kuranda

als ein Zeichen

besonderer Verehrung und Hochachtung

zugeeignet

vom Herausgeber.

Als Herausgeber nachfolgender Reisebriefe, welche ursprünglich an einen engen und vertrauten Kreis von Verwandten und Freunden gerichtet waren, übergebe ich dieselben, trotz der freundlichen und ermunternden Aufnahme, welche sie in dem Feuilleton der „Ostdeutschen Post" gefunden, doch nur zögernd und befangen der Oeffentlichkeit. Vom flüchtigen Eindrucke des Augenblicks dictirt, können sie den vielen, oft bedeutenden Reisewerken der Neuzeit nur schüchtern an die Seite treten und auch der Nachsicht des gutmüthigsten Lesers nicht entbehren, wenn derselbe neue Aufschlüsse, wissenschaftlichen Werth, oder Gründlichkeit erwartet. Wer dagegen die schlichte Beobachtung eines anspruchslosen Virtuosen, der mit Geige und Bogen nach allen Richtungen des Windes segelte, weder überschätzt, noch verschmäht, und wer es für bequemer erachtet, die Welt in den harmlosen Blättern eines Buches, als über Berge und Meere zu durchwandern, könnte, so meine ich, bei der Lectüre dieser gesammelten Briefe doch Befriedigung finden. Ihm dürften

dieſe im Fluge erfaßten Aufzeichnungen, wenn auch keine fertigen Bilder, doch die ſkizzenhaften Umriſſe einer großen transatlantiſchen Welt, die Eindrücke tief bewegter Erlebniſſe und tauſendgeſtaltiger Erſcheinungen vorüberführen, welche der Erzähler während ſeiner neunjährigen Wanderungen wahrgenommen und beobachtet hat.

Nachdem ich dies vorausgeſchickt, ſei es mir erlaubt zu erwähnen, daß mein wanderluſtiger Bruder, im Jahre 1822 zu Preßburg in Ungarn geboren, ſchon frühzeitig einen ungewöhnlichen, alle Kinderſpiele verdrängenden, Hang zur Muſik äußerte. Konradin Kreutzer, zur Zeit Kapellmeiſter des dortigen Theaters, beſuchte das kunſtſinnige Elternhaus des Knaben und veranlaßte deſſen erſten Unterricht im Violinſpiel. Der Erfolg war ein ſo günſtiger, daß der kaum 12jährige Knabe ſich bald darauf mit vielem Beifalle im Theater hören laſſen konnte. Unter Leitung des Hrn. Profeſſor Böhm das Conſervatorium beſuchend, fand Michael Hauſer in dem k. k. Kammervirtuoſen Hrn. Joſeph Mayſeder einen eben ſo eifrigen als warmen Freund und Lehrer, der ſeiner ferneren Ausbildung eine künſtleriſche und vielverſprechende Richtung gab. In Begleitung des Vaters, der einſt als vorzüglicher Violindilettant mit Beethoven in naher Beziehung geſtanden, unternahm mein Bruder 1840 den erſten ſchüchternen Kunſtausflug nach Deutſchland, der ſich jedoch, unter ſtets ſteigernden Erfolgen, zu einer beinahe achtjährigen Konzertreiſe durch Deutſchland, Dänemark, Schweden, Norwegen, Finnland, ganz Rußland bis an die Grenze Sibiriens ausdehnte. 1848 nach Wien

zurückgekehrt, wurden die ersten Töne seiner Geige von den Donnerschlägen der Revolution übertäubt; das Hereinbrechen jener, für die Kunst so mißlichen, Ereignisse, die damals den größten Theil Europas erschütterten, bestimmten ihn, den stillen Herd seines Geburtsortes aufzusuchen, wo er, sich zu einer größeren Reise nach Frankreich und England vorbereitend, ausschließlich dem Studium und der Composition oblag. In London angekommen, lockte ihn ein überaus vortheilhafter Ruf über den Ocean, und schon am 1 Jänner 1850 brachte ihn der Dampfer „Baltic" nach New-York. Von dort aus durchzog er in Begleitung einer Concertgesellschaft zwei Jahre lang das Gebiet der Union in allen Richtungen. Von den Schneefeldern Canada's bis zum blumenreichen Frühling des Niagara mit seinen donnernden Katarakten, von den fernsten Ansiedelungen des Westens, bis zu den üppigen Orangen-Wäldern Louisiana's dürfte es wohl kaum eine Stadt geben, die von dem Besuche dieses modernen Argonautenzuges unberührt geblieben wäre. 1852 wieder nach New-York zurückgekehrt, schiffte er längs des Ohio und Mississippistromes, vorbei an den grellen Scenerien der Sclavenstaaten, der zauberhaften Zone des Südens zu. Die bösartigen Fieber Havana's jedoch, die zwischen den Wäldern voll Blüthen und Düften wie tückische Dämone dem Fremden auflauern, verkürzten seinen Aufenthalt auf jener Wunderinsel. Er eilte nach New-York zurück, und hier war es, wo der ebenso abenteuerliche, wie gefährliche Entschluß in ihm reif wurde, nach Californien zu

ziehen; — doch ich will dem Erzähler nicht vorgreifen. Von da angefangen, beginnen die Schilderungen der Briefe, die ich hiermit einem größern Leserkreise übergebe. Mögen sie eine freundliche Aufnahme finden und das Interesse bewahren, welches sie früher in den Spalten eines Journals so leicht und ungekünstelt zu erringen gewußt. —

Wien, November 1858.

Sigmund Hauser.

Aus dem Wanderbuche

eines

österreichischen Virtuosen.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

San Francisco (Californien), März 1853.

Durch mehrjährige Erfahrung zu der Ueberzeugung gekommen, daß von Europa's Boden für Virtuosen die goldenen Gärten der Hesperiden längst schon verschwunden, packte ich meine Violine in ein wasserdichtes Futteral, legte meine Hoffnungen in ein bescheidenes Fächlein, und segelte leichten Herzens über den Ocean. Amerika, dachte ich, ist ein glückliches Land; noch nicht heimgesucht von der Sündfluth der Concerte und Virtuosen, empfängt es jeden Künstler gleich einem Boten aus einer andern Welt und entläßt ihn ausgestattet mit den kostbarsten Gütern der Zeitlichkeit. Und siehe! ich durchwanderte viermal die vereinigten Staaten, Havannah und Canada in kurzer Zeit, und spielte an vielen Orten zehn- bis zwölfmal! Ein brillantes Geschäft! werden Sie ausrufen. Mit nichten! Ich, der Neuling, der unroutinirte Europäer — erwarb wenig, meine Agenten desto mehr. So pfiffige Leute, wie Barnum, sagen nicht: „Du bist ein Künstler, und deshalb sollst Du belohnt werden", sie sprechen: „Du bist ein Künstler, eine sel-

tene Waare, und deshalb sollst Du durch mich verkauft und ausgepreßt werden." Hier gibt es auch Sklavenhandel mit Weißen. — Meinen merkantilen Werth ahnend, riß ich mich los von diesen Seelenkäufern, und da selbe bereits hinlänglich dafür gesorgt, daß ich in diesem Theile der Union den Reiz der Neuheit eingebüßt, beschloß ich nach Californien zu gehen. Selbst den Antrag mit Henriette Sonntag zu reisen, lehnte ich entschieden ab, obwohl die Bedingungen glänzend waren.

In der Absicht, eine Sängerin für diese poetisch-prosaische Künstlerfahrt zu gewinnen, reiste ich von New-York nach Philadelphia. — Hier traf ich mit „Ole Bull" zusammen, der mir seinen Vorsatz, durch die Töne seiner nordischen Geige das Gold Californiens in Umlauf bringen zu wollen, mit Wohlbehagen mittheilte. Ich beschloß deshalb zu eilen. Im Drange des Augenblickes konnte ich die „menschgewordene Lyra" nicht finden, und mußte mich entschließen, in Gesellschaft des pianist-gewordenen „Caveneau" am 1. Jänner von New-York abzureisen. Der elegante Dampfer „Baltic" führte uns mit rapider Schnelligkeit hinaus in die unabsehbare Wasserfläche. Unter den Passagieren traf ich viele Bekannte. Zwölf Tage befanden wir uns auf dem atlantischen Ocean. Wir passirten sodann die Inseln Cuba, Jamaica und Haity. Es war ein großer, erhebender Anblick, als des Nachts die Insel Cuba dalag, beleuchtet vom hellen Monde, dessen Schein magisch über das ruhige Meer

ausgegoſſen war. Wie klein ſind doch die Freuden der Kunſt gegen die Freuden der Natur, die man erſt dann zu würdigen weiß, wenn man an jener ſeinen Sinn geläutert hat.

Am zwölften Tage erreichten wir San Juan del Morte, wo wir in einen kleinen, mir bildlich bekannten Hafen einliefen, da ich deſſen Abbildung vor langer Zeit im Pfennigmagazin geſehen.

Hier fängt erſt das eigentliche Amerika, mit ſeiner üppigen und großartigen Thier- und Pflanzennatur an. Die Mannigfaltigkeit, Schönheit und Farbenpracht der tropiſchen Produkte erwecken das Erſtaunen aller Ankömmlinge aus einer minder geſegneten Zone. Palmenbäume, Koko's und Cactus vegetiren hier in verſchwenderiſcher Fülle, und nackte Indianer bewohnen dieſe heißen, paradieſiſchen Inſeln.

In dürftig zuſammengenagelten Bretterhäuſern, welche, komiſch genug, den Namen „Hotel" führen, ohne im Innern nur die Ahnung einer Spur davon zu beſitzen, wurden die Reiſenden untergebracht. Die menſchenfreundliche Sorge einiger Spekulanten ließ es uns zwar an den nöthigen Erfriſchungen nicht fehlen, ſogar Champagner war zu haben, aber zu höchſt exotiſchen Preiſen! Der Taumel der tropiſchen Entzückung ward zum Sehnſuchtsſeufzer nach der minder theuren Proſa des Nordens.

Die erſehnte Stunde des Aufbruches nahte, und

wir wurden nach vierundzwanzigstündiger Heimwehergießung in kleinere Schiffe gepackt, die, das Nothwendige vom Ueberflüssigen scharf unterscheidend, keine Betten enthielten. Das Faß des Diogenes ist zu einer großen Seereise weit bequemer und wünschenswerther als solch ein Schiff. — Nach glücklicher Durchschaukelung mehrerer kleinerer Gewässer erreichten wir am 14. Jänner, 10 Uhr früh, den Isthmus. Indianer, die unser ansichtig geworden, eilten herbei, die schmackhaftesten Früchte den Reisenden anbietend. Sie wurden dafür mit verschiedenen Kleinigkeiten beschenkt. — Noch nie hatte ich so häßliche, schmutzige Menschen gesehen, wie diese, und die Natur scheint hier dem edelsten Geschöpfe entziehen zu wollen, was sie den Thieren und Pflanzen im verschwenderischsten Maße gegeben. — Von hier ging es weiter nach San Juan del Sur, wo wir einige Häuser fanden und übernachteten. — Kleine Kähne, von Indianern geführt, brachten uns Tags darauf durch die Meerenge, was überdieß die ganze Nacht in Anspruch nahm. Von Krokodillen hie und da begrüßt, erreichten wir endlich nach diesen mehrtägigen Irrfahrten das Ithaka unserer vorläufigen Wünsche: Nicaragua.

Auf Nicaragua, welches noch von nackten Indianern bewohnt wird, war es zu dieser Jahreszeit (Mitte Jänner) unerträglich heiß, und wenn ich daran dachte, daß sich jetzt gerade in meiner Heimath der strengste Winter einstelle und an Schnee und Eis mich erinnere, so wurde

es mir noch heißer. — Vor vierzehn Tagen noch in New-York im eisigsten Winter — und jetzt in tropischer Sonnengluth. An Stelle des Winterrocks trug ich nur eine dünne weiße Jacke, die leichteste Gattung Hosen und einen breiten Panama-Hut; denken Sie sich dazu meine Corpulenz und Sie haben das Portrait eines dicken Matrosen.

Nach kurzem Aufenthalte auf Nicaragua bestiegen wir wieder ein großes Dampfboot, welches uns für jene Entbehrungen einigermaßen entschädigte, und schifften nach Panama. Das Landen war hier jedoch nicht möglich, denn ein Sturm brachte die See in eine ungewöhnliche Aufregung. In einer Bucht zwischen zwei Bergen, wohin wir zurückzukehren genöthigt waren, war das Toben der Wasserfläche weniger fühlbar und die Landung wurde hier mit übermäßigem Aufwand aller Kräfte glücklich bewerkstelligt. — Doch welch ein paradiesischer Anblick öffnete sich hier unsern Blicken! Während es auf der weiten See stürmte und tobte, herrschte hier eine entzückende Ruhe. Die Vögel sangen, Affen kletterten lustig auf den Bäumen und die Natur prangte in ihrem schönsten Farbenschmucke. — Wir stiegen aus und promenirten in den schönsten Gärten der Welt. Wilde Indianer-Knaben umschwärmten uns und brachten uns Blumen und Früchte. Nach Verlauf einer Stunde hatten sich bereits Schaaren von Eingebornen um uns versammelt, die uns alle mit sichtbaren Zeichen von Neugierde und Verwunderung an-

ſtarrten. Ein charakteriſches Zeichen der geiſtigen Verſunkenheit dieſes Menſchenſchlages bot die kriechende Demuth und ſklaviſche Unterthänigkeit, die uns aus jeder Bewegung dieſer Indianer entgegenblickte. Das darauf unſer numeriſches Uebergewicht (wir waren über 400 Paſſagiere) im Verein mit den meerbeherrſchenden Kanonen, die vom Dampfer herniederfeuerten, einigen Einfluß übte, ſoll hiermit nicht in Abrede geſtellt werden.— Das vorherrſchend melancholiſche, ernſte Temperament dieſer Menſchen iſt ein entſprechendes Zeichen des vegetabiliſchen Einfluſſes. Fremd unſern Hoffnungen, unſern Freuden, unſerm Kummer, iſt es ſelten, daß eine Thräne ihr Auge befeuchtet, daß ein Lächeln durch ihre Mienen zuckt. — Die ſchrecklichſten Qualen erdulbet dieſer merkwürdige Menſch, ohne eine Klage laut werden zu laſſen; ſeine ſtoiſche Kraft der Beherrſchung weicht nur der Wuth, der Rache und der Eiferſucht. Strenge Arbeit ſcheinen ſie gar nicht zu vertragen, ſie, die unter Blüten und Früchten ihr Leben durchpilgern. Daß einwandernde Europäer, goldgierige und herzloſe Scheinchriſten ſie dennoch zu ſchweren Arbeiten antreiben wollten, und, da ſie dieſelben der Anſtrengung erliegen ſahen, die abgehärteteren und kräftigeren Wilden der alten Welt, die Neger, als Sklaven einzuführen ſich nicht entblödeten, — das iſt und bleibt eine Schmach für ganz Nordamerika, die mit den Grundrechten der Verfaſſung in großem Widerſpruche ſteht.

Welche Rieſenkraft, welche üppige Ueberfülle läßt hier überhaupt die Vegetation erkennen. Die Palmen mit ihren ſchönen, ſchlanken Formen erinnerten mich unwillkürlich an die charakteriſche Geſtallt des geſammten Amerika's; ſie erheben ihre oberſten Gipfel bis zu einer Höhe von 200 Fuß über den Boden; ſie beherrſchen alle übrigen Bäume ſowohl durch ihre Höhe, wie durch ihre überwiegende Anzahl und durch ihre majeſtätiſchen Blattformen. Eine unzählige Menge Gebüſch und Bäume füllen den tiefern Raum aus, wo dieſer erhabenen Baumgeſtallt die von Natur verſagten Zweige fehlen. Emporkletternde, baumſtarke, ineinander verflochtene Lianen umgeben in unendlicher Mannigfaltigkeit mit ihren elaſtiſchen Zweigen dieſes dichte Gebüſch, und dieſe koloſſalen Bäume entfalten ihren Blütenzauber über das grüne Blattmeer und verbinden das Ganze zu einer ſtark zuſammenhängenden dichten Maſſe, daß ſie von den Menſchen nicht anders, als mit der kräftig aufräumenden Axt zu durchdringen ſind. — Dort ſchwimmt auf ruhigen Waſſerflächen die Victoria, die Nebenbuhlerin der Baſſleſia, und erhebt ſich mit bezauberndem Glanze aus der Mitte einer unendlichen Fülle von ſanft über den Waſſerſpiegel ausgebreiteten Blättern; eine einzige dieſer wohlriechenden Blüten nimmt einen Platz von 16 Fuß Umfang ein. — Die mit Rieſenkraft ſich überall eindrängende Vegetation erlaubt hier keinem Menſchenwerke eine dauernde ruhige Exiſtenz, die Monumente amerika-

niſcher Civiliſation ſind bald in grüne Hügel verwandelt und bald gänzlich verwüſtet. Stein auf Stein wird durch die mit unwiderſtehlicher Kraft in die Ritzen und Spalten der Gebäude eindringenden Pflanzen zur Seite geworfen.

Mit einer Geſellſchaft von zwanzig Perſonen unter dem Naturdache eines Palmen-Blattes Sieſta haltend, hatte ich Muße genug, mich dieſem Natur-Eindrucke ganz hinzugeben. Ja, Amerika beſitzt einen unermeßlichen Reichthum an vegetabiliſchen Schätzen, ſie liegen aber noch ganz unbearbeitet, ganz unbenutzt und unbeachtet in ihrer fernen Einſamkeit. — Nicht Goldjäger braucht es, es braucht Ackersmänner. — Dieſer herrliche Boden harrt ſchon ſeit Jahrhunderten vergeblich auf ſachverſtändige Landwirthe zum Benützen ſeiner unerſchöpflichen Fruchtbarkeit. Die eingebornen Völker, die Urbeſitzer dieſer gewaltigen Territorien haben weder die Fähigkeit noch die Luſt dazu gehabt, das große Werk der Bodenkultur ihres Landes in die Hand zu nehmen. Noch nie hat der Indianer aus eigenem Antriebe ſein Land umgegraben und beſtellt, er blickt auf ein landwirthſchaftliches Erdenglück mit dummer Verachtung. Das Jagen iſt ſein Tagewerk, ſeine Luſt, ſein Glück, und der Krieg ſein hochgefeiertes Handwerk und ſein Feſt. So leben auf einem Boden, welcher im Stande wäre, Millionen von Menſchen reich und glücklich zu machen, nur wenige Eingeborne zerſtreut umher, begnügen ſich mit den zufälligen Freuden einer paradieſiſchen Wildniß, und fin-

den in einer elenden, kümmerlichen Exiſtenz ihr ganzes Lebensglück.

Nach zwei Tagen hatte das Wetter draußen ausgetobt und wir beſtiegen unſer Schiff unter einem entſetzlichen Geheul der Eingebornen, die uns auf dieſe Art das Lebewohl zuriefen. — Mit bewegtem Gemüthe fuhren wir den drei Stunden langen Weg zurück, der uns auf die offene See brachte. Dieſes Hinderniß hatte unſere Fahrt um drei Tage verzögert, doch wir waren glücklich allen Gefahren einer wild brauſenden See entgangen. — Die ganze Nacht über fahrend, erreichten wir des andern Tages früh 10 Uhr Panama. — Hier fanden wir ein bequemes Hotel und trafen mit Reiſenden zuſammen, die eben aus Californien kamen.

San Francisco, 15. März 1853.

In einigen Zeitungen, deren ich in Panama anſichtig wurde, es war auch eine deutſche darunter, fand ich bereits einige Notizen über meine Ankunft in Californien! Um dieſe Notizen wahr zu machen, beſtieg ich die in Bereitſchaft geſetzten Pferde, die mich ſowohl, wie auch die übrigen Reiſegefährten, von dem „Nochnichtangekommenſein“ unfreundlich genug überzeugten. Tauſend Mauleſel dienten dazu, die Effecten der Reiſenden und ſonſtige Waaren über die Landenge von Panama zu bringen; natürlich für ſehr ſchweres Geld, denn je mehr Paſ-

ſagiere, deſto höhere Forderungen. Für jedes Pfund Gepäck war ein Dollar zu bezahlen! Meine Violine, die man gleich einer Frau nie aus den Augen verlieren ſoll, nahm ich zu mir aufs Pferd, auf jeder Seite ein Käſtchen und das dritte obenauf.

Um etwaigen Spöttereien zu entgehen, ritt ich ſtets, obwohl ich nie in meinem Leben geritten war, Allen voran und behauptete meinen Platz an der Spitze der Karavane bis nach Granada, das wir nach einem ſauer und mühevoll zurückgelegten Weg von 12 deutſchen Meilen erreichten. Mir hätte nach dieſer mir unvergeßlichen Tour und Tortour jede elende Hütte ein Maurenpalaſt geſchienen, um ſo wohlthuender war es aber, in Granada ein prächtiges Hotel zu finden, eine Alhambra, verſehen mit allem Zauber, deſſen unſer aufgeklärtes Jahrhundert fähig iſt. Von den Fenſtern dieſes Palaſtes erblickte ich zum erſten Male das ſtille Weltmeer. Ein großartiger, unvergeßlicher Moment! Es war mir, als ſtände ich an den Pforten der Ewigkeit!

Zur letzten großen Fahrt hinlänglich geſtärkt, beſtiegen wir den Dampfer „Bruder Jonathan," ein großes, auf's eleganteſte eingerichtetes Schiff; der Speiſeſaal iſt mit blauem Sammt und Silber, Geſellſchaftsſaal und Spielzimmer mit rothem Sammt und Gold bekleidet. Ich hatte meine eigene Kajüte und wurde vom Kapitän und der Schiffsmannſchaft beſonders bevorzugt. Der Kapitän, an den ich Empfehlungsbriefe hatte, brachte

es durch Fleiß und Klugheit zum Millionär, als ein armer Teufel beginnend. Da machte ich es mir bequem, packte meine Violine aus, ging den ganzen Tag über in Schlafrock und Pantoffeln, exercirte, komponirte und veranstaltete, einer barocken Idee Folge leistend, zum Besten der Schiffsmannschaft ein Concert, welches 300 Dollars einbrachte. Die ganze Reisegesellschaft überhäufte den originellen Concertgeber mit Aufmerksamkeiten, der mit dem Bewußtsein, Heiterkeit erweckt zu haben, sich befriedigt fühlte.

Am fünften Tage unserer Fahrt veranstaltete eine Gesellschaft, den Kapitän an der Spitze, einen großen Ball mit Banket, so glänzend und prachtvoll, als befänden wir uns auf einer Redoute irgend einer großen Stadt des Festlandes.

Man behandelte mich wie ein verzärteltes Kind und nöthigte mir tagtäglich die theuersten Leckerbissen und die besten Weine, Ananas und Champagner auf. Der Kapitän erbat sich zum Ueberflusse mein Portrait, welches er als Andenken, unter dem Beifall der Anwesenden, in goldenem Rahmen im Gesellschaftsaale aufhängte!

So vergingen die Tage in Saus und Braus, während der Dampfer auf dem stillen Ocean dahinzog. Auf einer so großen Kugel, wie unsere Erde, erscheinen die Gewässer des Oceans unserem Auge wie eine einförmige wagerechte Fläche. Ungeachtet der sprichwörtlich gewordenen Unbeständigkeit und leichten Beweglichkeit dieses

Elementes, ungeachtet der unendlichen Wellenbewegung, ist das wahre, fast ganz allgemein herrschende Gefühl, welches den Wanderer befällt, der sich des Weltmeeres Wogen anvertraut, nichts anderes als eine ewige, in Verzweiflung bringende Einförmigkeit. Und das ganze Leben eines Seemannes, wie poetisch anziehend es auch ausgemalt und besungen sein mag, ist nur ein schrecklich ermüdendes Einerlei, und nur das Jubelgeschrei: Land! macht seiner fieberischen Ungeduld ein kurzes Ende.

Sie können sich demnach unsere Gefühle leicht enträthseln, als wir, nach einer Fahrt von 12 Tagen am 2. Februar des Hafens von San Francisco ansichtig wurden.

Der Hafen von San Francisko ist der schönste der Welt; von der Natur so trefflich angelegt, wird er in kurzer Zeit die Stadt zu einer der größten der Erde machen. Ich war sehr erfreut, bei meiner Ankunft von einigen Freunden, die ich aus den vereinigten Staaten kannte, erwartet zu werden; auch Viele mir noch Unbekannte, denen ich im Voraus empfohlen war, harrten meiner am Landungsplatze. Man führte mich in das Hotel, dasselbe, wo die Sängerin Katharina Hayez wohnte, die vor lauter Freude, einen alten Bekannten wieder zu sehen, mich umarmte und küßte.

Es sind jetzt gerade sieben Jahre, daß wir zusammen in Christiania concertirten und vor einem Jahre in New-York. Fräulein Hayez hat sich während eines Jah-

res eine halbe Million erſungen und wird hier im wahren Sinne des Wortes mit Gold überſchüttet; in ihrem Concerte konnte ich nur durch ihr Verwenden einen Platz erlangen. Die Preiſe ſind 10, 5 und 3 Dollars, und da murrt man in Wien gegen die Drei-Gulden-Cercle-Sitze. Da es hier von Concertgebern wimmelt und alle größeren Localitäten bereits pränumerirt ſind, ſo mußte ich mich für mein erſtes Concert mit einem kleineren Theater begnügen. Die Zahl der Concertgeber, die alle reich werden wollen, ſcheint mit der der Chineſen in ſteter Zunahme begriffen zu ſein, denn von den letzteren befinden ſich bereits 10,000 hier, welche eine eigene Schauſpielergeſellſchaft unterhalten. Die Zahl der Deutſchen ſoll über 6000 betragen, den Reſt bilden Engländer, Franzoſen, Spanier ꝛc. — Sogar fünf Ungarn erfreuten mich mit ihrem Beſuche; ſie ſind erſt vor Kurzem eingewandert und bereits im Beſitz großer Reichthümer und einer ausgedehnten Goldwäſcherei.

Trotz alledem und alledem, wie froh wäre ich, wenn ich dieſes Amerika ſchon im Rücken hätte; doch die magiſche Gewalt des Goldes hält mich noch immer an Californiens Boden gebannt. Eigennutz heißt hier die angebetete Gottheit, und kein Mittel iſt hier zu gering, keines zu ſchlecht, wenn es nur dem Eigennutze huldigt. Mord und Todtſchlag ſind an der Tagesordnung, und wer in dieſem vielgeprieſenen Eldorado längere Zeit zu wandeln gedenkt, der möge den nächtlichen Sternenhim-

mel ſtets nur aus dem Chambre garni irgend eines verläßlichen Hotels bewundern. — Doch, ich muß geſtehen, daß ſolch ein nächtliches Rendezvous mit den Jüngern des Kommunismus der Selbſtvertheidigung den ſchönſten Spielraum gewährt, denn, da keine Polizei vorhanden, ſo fällt es auch Niemanden bei, dem Heroismus des Angegriffenen durch irgend welche Hilfeleiſtung den geringſten Abbruch zu thun. Ich werde übrigens hier mit beſonderer Auszeichnung behandelt, und genieße die Freundſchaft der erſten Notabilitäten der Stadt. Kaum vier Wochen hier anweſend, veranſtalte ich bereits mein ſechſtes Concert. — Die Theuerung übertrifft meine höchſten Erwartungen und trotzdem ich täglich eingeladen werde, verbrauche ich doch jeden Tag 30 Dollars. — Für die Reinigung eines Hemdes bezahlt man der Wäſcherin einen halben Dollar! Ich ſah hier Gold, daß mir die Augen übergingen, und jeder der nicht Gold gräbt, ſucht ſich durch die abenteuerlichſten Speculationen zu bereichern. Geiſterklopfer und Gaukler, moderne Don Quixote's und Taſchendiebe, öffentliche Redner und Marktſchreier, berühmte Tänzerinnen und braſilianiſche Affen, Virtuoſen und Papageien — Alle reichen ſich die Hände zum gemeinſamen Werke der goldenen Speculation. Das iſt das glänzendſte Elend, das ſind die goldenen Sclavenfeſſeln! Wohl dem, der die Macht beſitzt, ſich ihnen noch zur rechten Zeit zu entwinden. Die Stadt beſteht meiſtens aus hölzernen Häuſern, und kaum wage ich es,

mich auf längere Zeit aus meiner Wohnung zu entfernen, da faſt jeden Tag Feuer ausbricht, welches theils durch die Leichtfertigkeit und Flüchtigkeit, womit hier Alles getrieben wird, theils durch die unlauterſten Motive, als: Neid, Rache, Speculation ꝛc. hervorgerufen wird. — Auf ſolche Weiſe iſt hier ſchon unſägliches Unheil angeſtiftet worden; in dem Zeitraum von einer Stunde wurde oft ein ganzer Stadttheil in Aſche gelegt. Aber beinahe ebenſoſchnell entſtehen auf der noch rauchenden Brandſtätte neue Stadttheile. Es iſt wunderbar, was hier in kurzer Zeit geleiſtet wird; über Nacht wachſen comfortable Wohnhäuſer aus der Erde, über Nacht werden die Leute reich und über Nacht wieder arm. „Sich regen," ſo heißt hier der Inbegriff aller irdiſchen Weisheit, und das höchſte Ziel aller Regſamkeit iſt der Mammon. Poetiſche, phantaſiebegabte Naturen, Künſtler und Literaten werden in jeder europäiſchen Dachſtube eine weit zuträglichere Luft finden, als hier, wo alle Träume von menſchlicher Tugend und Größe ſich in Goldſtaub aufzulöſen ſcheinen.

Wie reich iſt dieſes Land von der Schöpfung ausgeſtattet, wie ſehr allen andern Ländern der Erde vorgezogen worden, und wie wenig entſpricht dieſem Winke das Treiben der Menſchen! Die milden Seewinde erzeugen hier ein herrliches Klima und die verhältnißmäßig geringen Anhöhen laſſen den Landwirth faſt ohne Ausnahme immer mit Sicherheit auf eine ſehr reiche

Ernte rechnen. Der Europäer läßt ſich in dem neuen Lande ganz klein und voll ängſtlicher Beſorgniß nieder, er thut jeden Schritt engherzig, langſam und mit allerlei Befürchtung, wie ein Dieb mit böſem Gewiſſen. Und, bei Lichte beſehen, was iſt er auch anderes, als ein habgieriger, gefühlloſer, gemeiner Dieb, den blos die häßlichſten Leidenſchaften hinübergetrieben haben. Er trachtet nur nach dem eitlen, betrügeriſchen und vergänglichen Golde, welches ſo leicht im Stande iſt, gerade Den verarmen zu laſſen, der in ſeinem Beſitze ſchwelgt. Ueberfluß irdiſcher Güter ſchläfert den Geiſt des Menſchen am meiſten ein und verweichlicht und entnervt ihn, wodurch ihm der ſichere Grund der Unabhängigkeit und Freiheit entzogen wird. War nicht gerade dem goldgierigen Spanien dieſes amerikaniſche Metall ſo verhängnißvoll? war nicht gerade die plötzliche Ueberfülle deſſelben das Signal zu ſeinem Sturze?

Der leicht zu durchſchauende Zweck aller heutigen Californien-Pilger beſteht blos darin, ein raſches Glück zu machen und dann ſchnell wieder nach Europa zurückzukehren, um daſſelbe mit Sicherheit genießen zu können. Zur Erreichung dieſes Zweckes halten ſie aber jedes Mittel für erlaubt.

Da der Winter ausnahmsweiſe ſehr heftig war, ſo iſt es gegenwärtig, im März, hier noch immer ſehr kühl, doch immer noch bedeutend wärmer als in Oeſterreich zu dieſer Jahreszeit. Ich beſuchte die hieſige Oper, es

wurde „Martha“ gegeben. Der Componiſt hätte nicht viel Vergnügen bei dieſer Aufführung erlebt; ich ſelbſt konnte es nur Einen Akt hindurch aushalten. Ich ging darauf in das chineſiſche Theater, wo ich wenigſtens nichts verſtanden. — Daſelbſt wurde ich mit einem franzöſiſchen Grafen „Rouſſelt de Boulbon“ bekannt, der eine Invaſion nach Mexiko befehligte, doch zurückgeſchlagen wurde. Ein Abenteurer im ſtrengſten Sinne des Wortes, aber ein ſehr geiſtreicher, gebildeter Mann, der hier keine unbedeutende Rolle ſpielt. Vor Kurzem halb todt hierher gebracht und nun kaum wieder geneſen, organiſirt er wieder ein gleiches Unternehmen. Er war ſo freundlich, da er auch ein ausgezeichneter Pianiſt iſt, die Pianoforte-Begleitung meiner „Lieder ohne Worte“ für mein nächſtes Concert zu übernehmen. — Er iſt der Held des Tages und ſo wird dies nicht umhin können, großes Aufſehen zu erregen und mir, was das Beſte an der Sache, ein volles Haus ſichern. Mein muſikaliſcher Scherz: „der Vogel auf dem Baum,“ hat hier ungeheuer gefallen und ich wurde durch wiederholte Zeitungsinſerate aufgefordert, „dieſes klaſſiſche Tonwerk (?!)“ in jedem meiner Concerte zu ſpielen. — Was ſagen unſere Kritiker zu einer ſolchen Bezeichnung?

Bei einem meiner Concerte ſang zum erſten Male eine Sängerin, der die Natur weder Geſang, noch weniger Jugend, noch helleniſche Schönheit gegeben. Die aller Phantaſie baren Yankees waren ſo unmanierlich,

ſie ſogar häßlich zu finden und bethätigten ihren angebornen Muſikſinn durch Pfeifen und Ziſchen, womit ſie den Geſang der halb ohnmächtig gewordenen Sängerin begleiteten. Ich verſchwendete alle meine Beredtſamkeit, die Aermſte zu tröſten. Doch ihre Hoffnungen, deren Anzahl bei dem zarten Geſchlechte immer größer iſt, waren mit einem Schlage vernichtet und meine Reden fruchteten wenig. Das Publikum geht überall, doch hier in noch höherem Grade dem Scheine nach; es wirft das Geld ſelten, aber dann am meiſten hinaus, wenn es, wie überall, recht zum Beſten gehalten und getäuſcht werden kann. Manche Sängerin glaubt hier gefeiert, mancher Clavierſpieler hier mit Gold beworfen zu werden, jedoch es täuſchen ſich die Meiſten. Mit Bedauern mußte ich es erleben, daß wirkliche Talente, die es nicht verſtanden, dem Publikum leckere Koſt zu bieten, vor den Proletariern der Kunſt das Feld räumen mußten.

San Francisco, 1. April 1853.

Ohne Mitwirkung iſt in St. Francisco kein Concert möglich, je mehr Nummern das Programm enthält und je bunter ſie zuſammengewürfelt ſind, deſto beſſer. Außer der Hayez und einer Spanierin befindet ſich gegenwärtig keine Sängerin hier, die beliebt wäre, denn ſo manche Andere wurde vom unzarten Publikum gezwungen, abzutreten. Ich rekrutire mir deßhalb ein Quartett und

wo möglich auch ein ganzes Orcheſter. An Muſikern fehlt es hier nicht, ſie ſchießen wie Pilze aus der Erde und finden ihr beſtes Gedeihen in der Treibhaus-Atmoſphäre der hieſigen Spielhäuſer. Nicht ſelten kommt es vor, daß ein glücklicher Spieler einen Goldklumpen hinwirft, um ſich das „Yankee doodle" oder einen Strauß'ſchen Walzer vorgeigen zu laſſen. Katharina Hayez beabſichtigt von hier in einigen Tagen nach den Goldminen und von da nach Südamerika, Chili und Peru zu reiſen. Ich habe die Idee, ſpäter meinen Weg gleichfalls dahin zu nehmen, zumal da ich nach Rio Janeiro viele Empfehlungen habe, worunter auch einen Brief des Präſidenten Pierce an den Kaiſer und ſämmtliche Miniſter. Doch ich wollte, es ginge in meine Heimath; wie gerne würde ich das „Cearny Street" in St. Francisco mit einem Fuß breit ungariſcher Erde vertauſchen.

Vor dem Antritt meines Ausfluges nach den Goldminen gab ich am 15. Mai im hieſigen großen neuerbauten Theater mein Abſchieds-Concert. Ich würde es einen Abſchieds-Triumph nennen, wenn das Wort nicht ſchon zu vergriffen wäre, und mein Gefühl ſich nicht gegen Huldigungen auflehnte, die nur Jenen, welche ſich um die Menſchheit verdient gemacht, zu Theil werden ſollten. In dem proſaiſchen Lande der Prairieu und Urwälder können ſolche Aeußerungen des Kunſt-Enthuſiasmus nur überraſchen; doch der Menſch, wo er auch ſei und was er auch treibe, muß einen Gegenſtand ſeiner

Begeiſterung haben, heiße dieſer Gegenſtand nun wie immer, wenn er nur ſeinen Zweck: „Vergeſſenmachen des Alltäglichen“ zu erfüllen im Stande iſt. Dies ſcheinen die Praktiker des modernen gelobten Landes gerade am meiſten zu fühlen. Denn jede dargebotene Gelegenheit, ſich den trockenen, Geiſt und Gemüth tödtenden Geſchäften auf eine Weile zu entziehen, wird freudig ergriffen und reichlich belohnt. An geiſtigen Heloten, deren Geſichtskreis vom Mittelpunkte des Dollars ausgehend nur bis zu deſſen Rändern reicht, iſt zwar nirgends Mangel, aber die beſſere Natur bricht ſich ſelbſt im wildeſten Dickicht Bahn, und ſtrebt, der Palme in den Urwäldern ähnlich, himmelwärts. In dieſem allgemein menſchlichen Bedürfniſſe, das hier heftiger als ſonſt irgendwo gefühlt wird, will ich den Grund meiner unverhofften Erfolge erblicken, und da die materiellen Verhältniſſe hier einen Glanzpunkt erreicht haben, wie nirgend in Europa, ſo kann ein berechnender Künſtler auf guten Erfolg zählen.

Die Einnahme des erwähnten Concertes war ſehr lucrativ und betrug über 2500 Dollars. Ich bin ſtolz darauf, ein Orcheſter zuſammengeſtoppelt zu haben, das ſelbſt einer europäiſchen Reſidenz Ehre gemacht haben würde. Ich habe die Muſiker aus den Spielhäuſern zuſammengeſucht, ſie für meine Concerte, deren ich bis heute 26 gegeben, engagirt und exercirt, und brachte es endlich dahin, daß Beethoven's herrliche Ouverture zu

„Leonore" executirt werden konnte. Das Concert dauerte volle 4 Stunden, denn ich mußte dem ungestümen Verlangen der anwesenden Gentlemens, Chinesen und Abenteurer aller Länder nachgeben und jede Piece dreimal wiederholen. Als ich eine Composition mit eingeflochtener chinesischer Melodie vortrug, machten plötzlich die Kinder des himmlischen Reiches ihrer Begeisterung durch übermenschliches Toben und Heulen Luft, so zwar, daß ich mich schließlich in einem Winkel des Hauses verbergen mußte, um den chinesischen Triumphen zu entgehen.

Am folgenden Tage, 16. Mai, reiste ich in Gesellschaft des Pianisten Laveneau, des Sängers Gerold, der Sängerin Pattinos und meines Agenten nach den Goldminen. Zuerst nach Sacramento, eine Reise von vier Tagen, von da nach Stokton und Novara, Städte, erst im Entstehen. Mir gingen die Augen über beim Anblick des vielen Goldes! Doch machte ich hier im Verhältnisse schlechtere Geschäfte als in St. Francisco, denn die Kosten waren enorm; jeder meiner Begleiter forderte 60 Dollars täglich, und da die Leute in den Minen wenig Miene machten, in's Concert zu gehen, so spielte ich diesesmal „Lieder ohne Gold."

Von den Reise-Unglücksfällen, die mich bedrohten, erwähne ich nur im Allgemeinen, daß man gegen Menschenleben in diesem Lande der Brüderlichkeit, durch Ueberspannung der Dampfkräfte und unvorsichtiges Befahren gefährlicher Stellen eine nicht genug zu rügende Gleich-

gültigkeit an den Tag legt. Mephiſto's Worte: „Der Menſchenbrut — iſt nun gar nichts anzuhaben," werden hier zum Theil auf grauenerregende Weiſe widerlegt, und mit wahrer ſataniſcher Gleichgültigkeit geſchehene Unglücksfälle beſprochen. Man ſpeculirt ſogar darauf in Vorherein und findet es unbegreiflich, wenn dieſe Art von Speculation längere Zeit hindurch mißglückt. Da ich übrigens alle Vorſicht bei der Wahl der Schiffe und Capitäne anwende, ſo kehrte ich wohlbehalten nach St. Francisco zurück. — Lola Montez tanzt hier, ſpielt Theater, theilt Ohrfeigen aus und handelt dafür Gold ein. In „Yelva, die ruſſiſche Waiſe" gefiel ſie dem demokratiſchen Auditorium ungemein, nicht minder in dem von ihr verfaßten Stücke: „Lola Montez in München." Furore erregte ſie im „Spinnentanz," in welchem ſie, um eine Spinne herumtanzend, ohne ſelbe zu zertreten, ein neues Spinnengewebe um die Herzen der anweſenden Gläubigen zog. Quousque tandem! Doch iſt ſie noch immer ſehr ſchön. Ich habe ſie geſtern geſehen und geſprochen. Sie iſt ungezogen, wie ein kleines Kind, und ſpricht vom Feuer, wie Einer, der ſich noch nicht verbrannt hat. Sie erzählte mir unter vielen anderen Dingen, zu deren Wiedererzählung die Kunſt des geſchickteſten Mnemotechnikers nicht hinreichen würde, ganz naiv, daß ſie den früheren Agenten der Hayez auf Piſtolen gefordert, ihn „Schuft" geheißen, und ſchließlich, weil er ſein Wort ihr nicht gehalten, ihm noch eine Ohrfeige gegeben habe.

Wie ich bereits erwähnte, wimmelt es hier von Concertgebern und jene unglückliche Jahreszeit, die in Wien nur Einmal wiederkehrt, jene Zeit der geisttödtenden und geschmackverderbenden Virtuosenconcerte, sie lastet über Californiens Hauptstadt wie ein drückender Alp und bereitet ihr die ewigen Qualen des Tantalus. Alle Theater, Säle und Locale sind von den modernen Nachkommen Apollo's und Orpheus wochenlang vorher pränumerirt. Doch die wenigsten der singenden und spielenden Abenteurer finden hier das goldene Vließ. Wer nicht aus Europa selbst Ruf und Reputation mitbringt, hat hier einen schweren Stand; ist solches aber der Fall und hat man einmal den Entschluß gefaßt, dem materiellen Geschmacke des Publicums zu huldigen und die wahren Kunstinteressen auf eine Zeit lang zu missen, so kann es auch hier an den glänzendsten Erfolgen nicht fehlen.

Ein Banket nach dem andern wird mir zu Ehren veranstaltet, der dabei entfaltete Aufwand ist den Begriffen vom Goldlande sehr günstig und es möge genügen, wenn ich sage, daß bei dem jüngsten Banket zur Bestreitung der Auslagen die Summe von 500 Dollars wohl kaum hinreichte. Wenn ich ferner erwähne, daß sogar die Chinesen durch eine Deputation mich in ihr Stadtviertel laden ließen, so glaube ich die Früchte meines Systems hinlänglich characterisirt zu haben. Doch das bessere Ich drängt aus diesem beweglichen, trügerischen Meere der Speculation zur sicheren, heilbringenden Küste der wah-

ren Kunſt. Das Quartett, das ich mühſam zu Stande brachte, gewährte mir längere Zeit hindurch mehr Vergnügen, als alles californiſche Gold. Das Quartett in jener Vollendung, wie es ein Beethoven erfaßte, dieſes geiſtige Viergeſpräch gleichgeſtimmter Seelen, das eine Welt von Thaten, Leiden und Hoffnungen in ſich ſchließt, es iſt mein Rettungsanker, ſo oft dämoniſche Mächte mein geliebtes Schiff, die Kunſt, dem mit lockenden Reigen geſchmückten Abgrunde zuzuführen bemüht ſind. Leider ſtarb dieſer Tage an Unverdaulichkeit der Violaſpieler — und ſo werde ich längere Zeit dieſes reinſten muſikaliſchen Vergnügens mich beraubt ſehen. Unter den hieſigen Muſikern befindet ſich auch ein Zögling des Wiener Conſervatoriums, welcher ſich, im Verein mit noch andern Muſikern, täglich 40 bis 50 Dollars verdient. Die Mitglieder des von mir gebildeten, in meinen Concerten wirkenden Orcheſters, haben ein ſehr nachahmenswerthes Exempel gegeben, ſie verlangen keine Bezahlung, ein böhmiſcher Contrabaſſiſt ausgenommen.

Ole Bull hat mir geſchrieben; ſeine Pläne ſind excentriſch wie immer, er hat die Idee, da ihm die letzte Speculation mißlungen, mit dem nächſten Schiffe hierher zu kommen, um ſich hier eine Million (!) zu ergeigen und ſich dergeſtalt einigermaßen wieder empor zu helfen.

Meine Anſprüche ſind bei weitem beſcheidener, doch habe ich das Concertgeben bereits herzlich ſatt und bald muß es ſich entſcheiden, ob ich dieſes unglückliche glück-

lichſte Land auf immer verlaſſe. — Sobald mein Ziel erreicht, werde ich über Südamerika nach England zurückkehren.

Das glücklichſte Land! ja ein glückliches Klima, ein üppig fruchtbarer Boden, eine wundervoll kräftige Vegetation, eine überreich geſegnete Bewäſſerung und der Ueberfluß an den edelſten Metallen, bilden lauter Eigenſchaften, die Californien zum irdiſchen Eldorado erheben. Das herrliche breite Thal, welches ſich zwiſchen den innern und den Höhenzügen der Küſte ausbreitet, geſtattet dem Flußgebiete reiche Entwicklung, die dem ſüdlichen Californien verſagt iſt. Von Norden her kommt der Rio San Sacramento aus verſchiedenen Seen am Wintergebirge, mit einer ſo bedeutenden Tiefe, daß er dreißig Meilen aufwärts ſelbſt von größeren Schiffen befahren wird. Er mündet zugleich mit dem Fluß San Joaquim in die Bai von San Francisco. — Nach genauen in San Francisco und im Fort Roß angeſtellten Beobachtungen, ſchwankt die ganze Jahrestemperatur an jenem ſüdlichern Punkte nur zwiſchen 10 und 20° R., an dieſem nördlichern zwiſchen 7 und 11½°. Die Sommerhitze wird durch die Seeluft und die ſtarken Nebel bedeutend gemäßigt und ſomit findet hier der für den Fremden ſo verderbliche Temperaturwechſel gar nicht ſtatt. Dem entſpricht auch die durchweg friſche und reiche Vegetation, welche dem aus dem ſüdlichen Californien Kommenden faſt als ein Wunder erſcheint. Die Höhen

um ſo ſchrecklicher, weil ſie ſo unerwartet, und überraſcht ſind mit den ſtolzeſten Eichenwäldern bedeckt und ſolchen, die eine weiße Art Früchte tragen, welche den Eingebornen ſtatt des Brodes dienen; ferner mit rothen Cedern, Platanen, Cypreſſen und verſchiedenen Agavenarten. Die Miſſionsſtationen finden hier einen ergiebigen Boden für Ackerbau, deſſen Mühen alle europäiſchen Getreidearten bis ins Unglaubliche lohnen. Der Weinſtock wurde gleichfalls mit dem günſtigen Erfolge eingeführt und liefert trotz mangelhafter Pflege ein gutes Getränk; eben ſo gedeihen Dattelpalme, Oelbaum, Baumwollenſtaude u. ſ. w. Die ausgedehnten fetten Waiden begünſtigen die Viehzucht, welche die Miſſionäre von Anfang an durch Einführung der europäiſchen Hausthiere mit Erfolg gepflegt haben; Rinder und Pferde ſind faſt verwildert und man fängt ſie ein, wenn man ſie braucht.

Die Wälder ſind dicht bevölkert mit Wild aller Art, Bären, Hirſchen, Rehen, Haſen; Füchſe werden in großer Menge gefangen und die Felle derſelben ausgeführt, desgleichen die an den Küſten ſo häufigen Ottern, zu deren Fange früher öfters ruſſiſche Fahrzeuge herabkamen.

Und in dieſem Lande, das von der Natur nur zum Glücke der Menſchen geſchaffen erſcheint, hat das Elend und das Laſter ſeinen Thron aufgeſchlagen. Ein Gang durch die Straßen von San Francisco überzeugt Jeden von dieſer traurigen Wahrheit. Neben dem glänzendſten Reichthum findet man die bitterſte Armuth. Sie wirkt

um ſo mehr in einem Lande, wo Jeder nur von goldenen Bergen träumt. Dieſe Illuſionen werden durch die Wirklichkeit auf eine ſehr harte Weiſe geſtört und Selbſtmorde, Wahnſinn, kurz alles Elend mit ſeinem ſchrecklichen Gefolge findet man in weit höherem Maße, als Glück und Reichthum. Aber auch mit dem Golde werden die Herzen hart geſchmiedet, das Almoſengeben iſt hier gar nicht Mode und kalt geht der übermüthige Glücksritter heute an niedergebrückten Geſtalten und verzweifelten Geſichtern vorüber, er, der vielleicht ſchon morgen demſelben Schickſale preisgegeben iſt.

San Francisco, 15. April 1853.

Das hier herrſchende Elend wird, wo nicht hervorgerufen, doch weſentlich befördert durch die vielen Spielhäuſer. In jeder Straße ſind deren zu finden, und auf fünf Wohnhäuſer kommt ein Spielhaus! An den grünen Tiſchen ſitzen meiſtens durch- und ausgetriebene Franzoſen und arbeitsſcheue Deutſche.

Ich beſuchte ein ſolches Spielhaus und will verſuchen es zu ſchildern. Das zwei Stock hohe Gebäude gehört zu den ſchönern in San Francisco, im Erdgeſchoß befindet ſich das Bierhaus zum „Gambrinus.“ Eine deutſche Kellnerin, ein deutſcher Wirth und eine deutſche Küche locken den größten Theil der Landsleute hierher. Obwohl die Einrichtung höchſt armſelig und

die Speiſen ſchlecht ſind, ſo werden doch ungeheure Preiſe gefordert: ein Glas Bier, Kaffee oder Thee koſtet ½ Dollar, ein Glas Punſch, Wein und Eis einen Dollar. Unter den vielen Bekannten, die mich hier freundlichſt begrüßten, war auch Dr. Prechter aus Bremen, der mich einlud, das im erſten Stock liegende Spielhaus zu beſuchen. Wir gingen die Stufen hinan. Doch welch ein Contraſt zwiſchen dem deutſchen Bierkeller und dem im franzöſiſchen Style eingerichteten erſten Stockwerke! Es ſchien mir wie eine Reiſe von Deutſchland nach Frankreich! Die mit grünem Tuche belegten hölzernen Treppen führten uns in ein Vorzimmer, wo ein ſchwarzer Lakai die Symbole europäiſcher Cultur: Hut und Stock in Empfang nahm. Freilich iſt ſolches bei vielen Gäſten unnöthig, denn die meiſten, die den Salonfrack der Europäer mit einer Jacke, und den Stock mit Spaten und Haue längſt vertauſcht haben, kommen gerade aus den Minen, noch ruſſig an Händen und Geſicht, mit aufgeſchürzten Hemdärmeln, auch zuweilen ohne Hemdärmel. Doch deſto glänzender geſtaltet ſich der mittlere Theil dieſer von roher Arbeit gezeichneten Geſtalten. Hier befindet ſich der Gürtel, wo das gewonnene Gold, von zwei Piſtolen bewacht, ſymboliſch auf das den Reichthum umgebende Elend hinzudeuten ſcheint. Golddurſt in den Zügen, kamen ſie hierher, um in kurzer Zeit das mühſam Erworbene vermehrt oder auf immer verloren zu ſehen. Kaum hatten wir unſeren Fuß in dieſes verlorene Pa-

radies geſetzt, ſo umgaukelten uns die Abgeſandten der Hölle mit den Schlangenkünſten der Beredtſamkeit, um uns zu locken.

Ich muß geſtehen, daß alle Standhaftigkeit von meiner Seite aufgefordert werden mußte, um der Verlockung zu widerſtehen. — Man las uns aus einem Catalog die Namen derjenigen vor, die Fortuna begünſtigte; aber die Schaaren der den „Erinnyen" Anheimgefallenen verſchwieg man uns. „Hier ſind die Goldminen Californiens! rief ein Neger in bunter Tracht — „hier iſt Onkel Toms Hütte!" entgegnete eine Stimme in meinem Innern. Ein Zweiter machte Bajazzo-Späße und ſuchte den Verlierenden den Verluſt wegzulachen.

Sechs Muſiker geigten Luſt, Hoffnung und Troſt, und wurden dafür von den Gewinnenden reichlich beſchenkt; der minder glückliche Theil konnte in dieſen Tönen die dringendſte Mahnung zur baldigen Umkehr ausgeſprochen ſehen, denn dieſe Muſik war abſcheulich. Während meiner Anweſenheit gewann ein Goldgräber aus Columbia 3000 Dollars, zwei Andere verloren 2500 Dollars. Es war ihr durch ſechzehn Monate der harten Erde abgezwungener Verdienſt. Da wurde es mir unheimlich zu Muthe; die wilden Geſtalten aller Farben, die ſich mit einer Handvoll Goldſtaub zu den Spieltiſchen drängten, glichen den Todten und Jüngſtverſtorbenen, die ſoeben am ſtygiſchen Geſtade anlangend, mit dem Obolus in der Hand, den Eintritt in die Unter-

welt von Charon ſich erkaufen wollen. Dieſes Toben und Lärmen zeigte mir an, daß alle Furien und Höllengeiſter hier losgelaſſen ſeien, und ich hatte nichts Eiligeres zu thun, als mich von dieſem Orte zu entfernen. — An der Thür mahnte uns ein artiger Franzoſe, wir möchten belieben, da es uns nicht gefiel zu ſpielen, den Eintrittspreis von 2 Dollars zu berichtigen. Das war das erſte Mal, daß ich nach der Vorſtellung Entrée bezahlte; doch mußte ich mich wohl mit dieſer Eigenmächtigkeit und neufranzöſiſchen Prellerei zufrieden geben, und erlegte für den erwünſchten Austritt mein Eintrittsgeld. Noch waren wir nicht befreit. — Ein ſchwarzer Garderobier in ſeiner ehemals eleganten Livree war der Gegenſatz zu obigem Franzoſen. Der Naturſohn wollte zuerſt ſeinen halben Dollar mit Händen faſſen, bevor er ſich herbeiließ, unſere Hüte und Regenſchirme zu verabfolgen. Das iſt der Unterſchied zwiſchen einem Wilden und einem Franzoſen.

So viel über das tolle Treiben in den Spielhäuſern. Nun will ich noch im Kurzen eines chineſiſchen Nationalfeſtes erwähnen, dem ich vor einigen Tagen beiwohnte. Hier ſah ich das Nun plus ultra menſchlicher Tollheit, und Schillers Worte:

Der ſchrecklichſte der Schrecken
Das iſt der Menſch in ſeinem Wahn!

fand ich neuerdings bekräftigt. Sämmtliche anweſenden Chineſen hatten ſich zu dem Feſte, das zu ihren heilig-

ſten gezählt wird, eingefunden und jeder vornehme Chineſe brachte ein Schwein, einen Ochſen und ein Kalb mit, die öffentlich gebraten und verzehrt wurden. Konnte ich ſchon aus dieſer Art von Gottesverehrung nicht klug werden, ſo hat, was nun folgte, mich vollends davon überzeugt, daß ich eben unter lauter Chineſen ſei. Es war dies ein Spektakel ganz ſonderbarer Art; man denke ſich 6—7000 Chineſen, die zuletzt alle berauſcht waren, ſich ſchlugen und ein infernaliſches Geſchrei von ſich gaben. Am ergötzlichſten waren die Abkömmlinge, oder die Kinder der Kinder des himmliſchen Reiches. An dieſen ſind die Augen kaum bemerkbar und liegen tief in den Höhlen wie bei gemäſteten Schweinen. Daß ſie mit dieſen nützlichen Hausthieren noch vieles Andere gemein hatten, ging daraus hervor, daß ſie ſich gefliſſentlich den größten Moraſt und Koth wählten, um ſich darinnen buchſtäblich herum zu wälzen. Die Feſtlaute ihrer Väter accompagnirten ſie durch ihr kindiſches Geheul, ſo daß das Ganze den vollſtimmigſten, diſſonirendſten Accord bildete, den ich je gehört, ohne Vorbereitung den Gehörsnerv betäubend und keine Ausſicht auf baldige Auflöſung gewährend.

Den gordiſchen Knoten durch meine ſchleunigſte Entfernung von dieſem Schauplatze des Schreckens entzweihauend, verfügte ich mich am Abend deſſelben Tages in das chineſiſche Theater. So kam ich vom Regen in die Traufe. In dieſer zweiten Komödie ſah ich bei 80 Schau-

ſpieler, in dem glänzendſten und koſtbarſten Coſtume, durcheinander rennend, ſich balgend und gegenſeitig todtſchießend; das iſt aber auch Alles, was ich von dieſer chineſiſchen Komödie mittheilen kann. Große Thätigkeit und Scharfſinn in kaufmänniſchen Dingen, verbunden mit einer nicht geringen Portion Schlauheit, bewirken, daß die chineſiſchen Auswanderer hier immer mehr Fuß faſſen und an Wohlſtand alle andern Fremdländer bereits bedeutend überragen.

Zwei Ungarn, die im Jahre 1849 hier ankamen, fand ich im Beſitze einer großen Goldwäſcherei. Da ſie mich noch vom letzten Preßburger Landtag her kannten, ſo ward ich von dieſen in jeder Beziehung würdigen und edlen Magyaren auf das Freundlichſte aufgenommen. — Das Vaterland verlaſſend, hatten ſie ſich hier bald, durch die glücklichſten Verhältniſſe begünſtigt, eine neue Heimath gegründet und unterſtützen alle ihre ärmeren Landsleute auf das edelmüthigſte. Sie ſind im Beſitze unermeßlicher Reichthümer: ich ſah hier geſchmolzene Goldſtücke bis zu dem Werthe von 200,000 Dollars. Da Ströme von Auswanderern aus allen Weltgegenden ſich hierher ergießen, ſo kann es auch an Juden nicht fehlen, welche hier ſchon eine eigene Gemeinde bilden.

Alle Nationen haben bereits zur großen Wanderung nach Amerika und Californien ihr Kontingent geſtellt; möchten ſie doch bald den richtigen Werth dieſes glücklichſten Landes erkennen und zu benutzen verſtehen! Seit

den wenigen, der Entdeckung der Goldminen folgenden Jahren, ruft jeder Tag die Begründung neuer Kolonien ins Leben und vergrößert und verstärkt die schon bestehenden. Alle eingewanderten Völker fassen rasch und tief Wurzel, sie wachsen und gedeihen mit unglaublicher Geschwindigkeit in einer Natur, welche ihnen ohne große Kunst Alles im Uebermaße gibt, was sie nur wünschen können. Während meines hiesigen Aufenthaltes allein hat sich die Bevölkerung um 8000 Seelen vermehrt; wenn das so fortgeht, so wird St. Francisco in Kurzem die größte Stadt Amerika's. Alles will hieher, in das Land, wo Gold, Milch und Honig fließt. Die Feld- und Gartenfrüchte gedeihen hier in einer Pracht, wie ich sie noch nirgends gesehen. Der um das künftige Wohl bedachte Theil der Bevölkerung wendet sich schon zur Bebauung der Felder, wohl einsehend, daß dabei mehr zu gewinnen, als bei der harten und unsichern Arbeit des Goldsuchens, obwohl noch immer neue Quellen entdeckt werden und der Goldreichthum unerschöpflich scheint. Die Geschichte der ersten Entdeckung californischer Goldminen dürfte nicht ohne Interesse sein.

Schon früheren Missionären und dem älteren spanischen Gouvernement waren die Schätze theilweise bekannt, wie man vermuthen darf, doch wurden sie aus verschiedenen Gründen nicht gehoben, oder doch geheim gehalten. Schon der Berliner Professor Erman, welcher 1829 Californien besuchte, vermuthete aus der Aehnlichkeit der er-

digen Massen mit den goldhaltigen Steinen am Ural den verborgenen Reichthum; aber dem Zufall war es vorbehalten, denselben zu erschließen. Im Februar 1848 wollte der seitdem vielgenannte Kapitän Sutter, welcher, eigentlich aus Baden gebürtig, nach vielfachen wunderlichen Irrfahrten sich in Californien niedergelassen hatte, mit Hülfe des anglo-amerikanischen Mühlenbauers Marshall einen Wassergang seiner an einem Zuflusse des Sacramento angelegten Sägemühle erweitern. Man ließ, um sich die Mühe des Ausgrabens zu ersparen, durch die angespannten Wassermassen das Erdreich wegspülen, und so kam das Gold in glitzernden Stücken an das Tageslicht; in wenigen Tagen wurde für 225 Dollars Gold gesammelt. Die glücklichen Entdecker vermochten den Fund nicht geheim zu halten, und in kurzer Zeit strömten die Menschen in ungeheuren Massen zusammen, nicht blos aus der unmittelbaren Nähe sondern selbst aus andern Erdtheilen. Trotzdem, daß darüber so viel geschrieben worden ist, läßt sich der ganze Umfang der Goldschätze und der Werth des Gewonnenen nicht einmal annähernd bestimmen. Bis zum 22. September 1848 waren für 600,000 Dollars Goldstaub nach St. Francisco gebracht und zum größten Theile ausgeführt worden. Die Ausbeute war bei verschiedenen Goldsuchern verschieden: Einer gewann an einem einzigen Tage 42 Unzen Goldstaub, ein Anderer mit der gehörigen Anzahl von Arbeitern in drei Tagen

Digitized by Google

gegen 2000 Unzen. Die Zahl derer, welche ihr Glück hier unter ganz abnorm gesteigerten Verhältnissen suchen wollten, stieg von Tag zu Tage: man mochte ihre Zahl nach wenigen Monaten auf 12,000 anschlagen. Der Engländer Murchison hat durch vergleichende Zusammenstellungen gefunden, daß der Gewinn des ersten Jahres wohl auf 1½ Million Pf. St. zu schätzen sei. Die Ausbeute des Jahres 1850 wird auf 15 Millionen Pf. St. veranschlagt. Bis jetzt wird das Gold hauptsächlich an den östlichen Zuflüssen des Sacramentoflusses, 25 Meilen von St. Francisco, gesucht, doch sind sichere Zeichen da, daß es sich in weit größerer Ausdehnung finden werde. Man gräbt es entweder trocken oder sammelt es an den sumpfigen Flußufern; das erstere ist meist körnig, das letztere in dünnen Blättchen. Es ist von bedeutender Reinheit, von über 21 Karat Feingehalt.

Neben solchen Schätzen entziehen sich weniger in die Augen fallende, aber nicht weniger wichtige, vor der Hand gänzlich der allgemeinen Aufmerksamkeit, z. B. das häufige Vorkommen des Quecksilbers, ferner, daß bei Stokton ein vortrefflicher Porzellan sich befindet, zu dessen Bearbeitung die Chinesen schon eine Manufaktur angelegt haben.

Chattel, ein französischer Violinspieler, dessen Bekanntschaft ich hier machte, hat sich kürzlich aus Eifersucht vergiftet, weil seine Frau, eine sehr schöne junge Sängerin, mit einem Spanier entflohen. Gestern wurden seine Effekten verauctionirt, ich kaufte seine Violine.

Der hiesige Gouverneur Woodworth, ein äußerst gebildeter und kunstsinniger Mann, veranstaltete kürzlich ein großes Musikfest im französischen Theater, dessen Programm ich hier vollständig mittheile: 1. Männerchor von Mendelssohn, vorgetragen von der deutschen Liedertafel. 2. Ouverture zur Oper „der Tannhäuser," von Richard Wagner, ausgeführt von der Société Concordia. 3. Große Phantasie über „Lucretia Borgia," komponirt und vorgetragen von M. Hauser. 4. Große Arie aus „Robert der Teufel," vorgetragen von Kath. Hayez. 5. Spinnentanz, ausgeführt von Sennora Lola Montez, Gräfin zu Landsfeld. 6. Polonaise von Meyseder vorgetragen von M. Hauser. 7. Phantasie über die „Hugenotten," von Thalberg, vorgetragen von E. Pettino. 8. Trio von Mendelssohn (D-Moll), vorgetragen von M. Hauser, Pettino, Giraldo. 9. Ouverture zur Oper „der Freischütz," unter der Leitung von M. Hauser. 10. Italienische Lieder, gesungen von Kath. Hayez. 11. Solo aus „Nelva, die russische Waise," getanzt von Lola Montez. 12. „Der Wanderer im Walde," Chor von Schubert. 13. „Der Vogel auf dem Baume," komponirt und vorgetragen von Hauser. 14. „Heil Columbia!" vorgetragen von der deutschen Liedertafel.

Dieses Conzert war das besuchteste, das ich gesehen, man schlug sich förmlich um die Plätze. Der Ertrag war für wohlthätige Zwecke und von dem Reinertrag von 5000 Dollars wurden 2000 Dollars dem dent-

ſchen und franzöſiſchen Hospital, 1000 für die Löſchanſtalten und Feuermänner, 1000 dem hebräiſchen Wohlthätigkeitsfond und endlich 1000 Dollars verſchiedenen anderen Anſtalten gewidmet.

San Francisco, 4. Mai 1853.

Die deutſche Liedertafel brachte jedem in dem letzthin mitgetheilten Programm namhaft gemachten Künſtler, nach einem beim Gouverneur eingenommenen glänzenden Souper, eine Serenade, und da die halbe Stadt herbeiſtrömte, dieſen Geſängen zu horchen, ſo konnte dies eine wahre Feſtnacht genannt werden. Von allen Einigungsbeſtrebungen der Deutſchen hat vielleicht keine bisher einen ſo anhaltend glücklichen und wirklich erfreulichen Erfolg gehabt, als die ſeit etwa 7 bis 8 Jahren in Nordamerika beſtehenden deutſchen Männergeſangvereine. Dieſe herrlichen Feſte, deren häufige Wiederkehr einen wahren und vielleicht den einzigen Glanzpunkt im deutſchen Leben Californiens bildet, erfreuen ſich allerſeits der aufrichtigſten Anerkennung. Eine ſolche Anerkennung wird aber unverdient irgend einem deutſchen Streben nicht zu Theil, und deshalb Dank den braven Sängern in San Francisco, die dem Volksleben der früheren unvergeßlichen Heimath in weiter Ferne ſo ſchöne Blumen in den immergrünen Ehrenkranz flechten.

Es iſt ein großes Unternehmen für unſere jungen

Sänger, in dem mühevollen Ringen nach Selbsterhaltung so viel Zeit zu erübrigen, um diese Feste ins Leben zu rufen und durchführen zu können. Jeder schöne Zweck giebt aber frischen Muth und dauernde Begeisterung, und so sind es unsere deutschen Sänger, Männer, von der groben Handarbeit des Goldsuchens lebend, denen Deutschland es zu danken hat, daß seinem in der Regel nur wenig beachteten Volksleben eine Ehrenstelle an den Ufern des stillen Oceans eingeräumt wird.

Bei Fackelschein, mit jubelnder Musik und fliegenden Fahnen, zogen die Sänger durch die Straßen von San Francisco, vom schönen Geschlecht, das dem Vereine bereits viele prächtige Fahnen verehrte, aus offenen Fenstern begrüßt. Kränze, Blumen und andere Beifallszeichen wurden den vorüberziehenden Sängern aus vielen Häusern gespendet, und die regste Theilnahme, vom schönsten Wetter begünstigt, sprach sich überall aus. Die gelungene Aufführung des oben erwähnten Koncertes verlangte einige Anerkennung, und jubelnd saßen demnach die Sänger bis in die späte Nacht hinein vor schäumenden Pokalen, dem edlen Gerstensafte auch in seiner „außer-bairischen" Gestaltung ihre Protektion nicht versagend. Naturam expellas etc.

Es scheint, als ob die hiesigen Brauer in den Sängern eine Gambrinus-Succession wahrgenommen hätten, denn in Zeiten, wo andere goldbesitzende Menschenkinder darben oder das Zehnfache bezahlen müssen, findet sich für

Erſtere noch immer Etwas vor. — Die ins Beileid gezogenen Yankees haben wahrlich nicht Urſache, deshalb den Deutſchen gram zu ſein, und die Verpflanzung echt deutſchen Humors und jener heiteren Luſt, die unter allen Völkern vielleicht eben nur dem deutſchen Volk in der edelſten Geſtaltung eigen, auf Californiens ewig calculirendem Boden iſt für Alle, Einheimiſche oder Fremde, wahrhaft erquickend. Keine Unart, kein Ueberſchreiten der Grenzen des geſelligen Anſtandes ſtörte die Serenade. In Hunderten von Gruppen konnte man alle Schattirungen des Frohſinns, von der tollſten Laune bis zum ſtillheiteren Anſchauen beobachten, ohne daran erinnert zu werden, daß man ſich in San Francisco befinde.

Da ich, ich weiß kaum, wie es gekommen, in den Augen der ſchönen Andaluſierin Lola Montez Gnade gefunden, ſo ward eine gemeinſchaftliche Kunſtreiſe unter uns beſchloſſen. Das vorläufige Ziel iſt Sacramento. Unlängſt vertraute mir dieſe moderne, nun mir als Mentor zugewieſene Kriegsgöttin ihr „heiligſtes Geheimniß,“ — ich bediene mich ihres eigenen Ausdruckes, — indem ſie mir mittheilte, daß ſie ſich entſchloſſen hätte, den Redakteur eines hieſigen Blattes, Mr. Patrik Hull, zu heirathen. In einigen Tagen ſollte die Hochzeit ſein, ich wagte es nicht zu fragen: die wie vielte? — Hat Lola aus der Verjüngungs-Quelle getrunken? Noch immer ſind an ihr die Spuren einer vorgerückten Jahreszeit nicht wahrzunehmen, ein ewiger Hochſommer mit zwei

unvergleichlichen Tagesgeſtirnen, ihren beiden Augen am leuchtenden Horizonte. Ungezogen und frivol wie ein kleines Kind, iſt ſie doch im Stande, mit einem einzigen Blick zu imponiren, und wehe Demjenigen, der es wagt, ihre Ungnade auf ſein Haupt zu beſchwören. Doch gegen mich war ſie bis jetzt immer liebenswürdig und nie grob. Sie iſt ſehr erregbarer Natur, und bei dem unbedeutendſten Anlaß erbebt ihre ganze Geſtalt, und ihre Augen flammen wie Blitze. Man hat Grund, ſich in Acht zu nehmen, denn ſie iſt das muthigſte und tollkühnſte Weib, das je den irdiſchen Boden betreten. Dabei beſitzt ſie wirklich Geiſt und eine nicht alltägliche Bildung. Obwohl ihr Stück „Lola Montez in Baiern," welches ſie hier zur Aufführung brachte, trivial und geiſtlos iſt, ſo gefällt doch der originelle Gedanke. Die Titelrolle wird von ihr ſelbſt in engliſcher Sprache geſpielt; man glaubt, ſie ſei eine geborene Engländerin, obwohl ſie mich verſicherte, dieſe Sprache erſt ſeit einem Jahre zu ſprechen. Daß ſie viel Geld erwirbt, brauche ich wohl kaum zu erwähnen: in einer einzigen Woche hatte ſie bei 16,000 Dollars eingenommen.

Kürzlich ward ich von ihr auf die angenehmſte Weiſe überraſcht. Sie ließ mich durch einen chineſiſchen Bedienten zu ſich ins Hotel bitten und verehrte mir dort unter den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken, die neuerdings von ihrem Rednertalent zeugten und meine Beſcheidenheit einigermaßen auf die Probe ſtellten, ein ſinnreiches

Souvenir. Ein ſehr ſchön gearbeitetes Tintenzeug aus Silber, ſtatt des Streuſandes mit kaliforniſchem Goldſtaub gefüllt. Dazu Feder, Siegel und ein kleines Federmeſſer — Alles von reinſtem Golde. Dieſe Huldigung, wenn ſie, wie die Geberin ſich ausdrückte, meinem Compoſitionstalente gilt, muß ich als unverdient bezeichnen. Sie ſcheint, oder iſt wirklich — es fällt ſchwer, ſolches bei ihr zu unterſcheiden — von meinem Spiele entzückt, und in meinen Koncerten bekomme ich von ihrer Hand die ſchönſten Blumen. Sie hatte eines Tages den launigen Einfall, mir für die am vorhergehenden Abend geſpendeten Blumen eine Rechnung von 150 Dollars zu präſentiren, die ich natürlich mit der bloſen Verſicherung meiner unauslöſchlichen Verehrung zu quittiren bemüht war. Außerdem konnte ich die gewiß galante Bemerkung nicht unterdrücken, daß wenn die Blumen in San Francisco ſo enorm theuer, ſie es erſt ſeit der Anweſenheit der Lola Montez geworden ſein können.

In der letzten Zeit war ich wieder ſo glücklich, ein Quartett zu arrangiren; leider begnügten ſich dreiviertel Theile davon nicht mit den harmoniſchen Klängen Beethoven'ſcher Quartette, ſie beanſpruchten als harmoniſchere Zulage von mir für je zwei Stunden 15 Dollars. — Goldklang bleibt doch immer die wirkſamſte Muſik.

Ein gewaltiger Feuerlärm ſchreckt mich ſo eben, indem ich dies ſchreibe, aus meinen goldenen Reflexionen. Gold! — So eben war ich Zeuge einer erſchütter-

den Scene. Drei Häuſer brannten in der Nähe meiner Wohnung bis auf den Grund nieder, ſechs Familien, darunter noch unmündige Kinder, ſtehen hülflos vor einem rauchenden Schutthaufen, worunter mit einem Schlage ſo viele goldene Illuſionen ihr Grab gefunden. Höhniſch lächelnd zieht der herzloſe Yankee an dieſen kaum eingewanderten und ſchon dem Elende preisgegebenen Menſchen vorüber, als ob er ſich der Vortheile freute, die aus dieſem Unglücke einigen Spekulanten erwachſen werden. Hier heißt es mit Recht: beſchütze dich ſelbſt und Gott wird dich beſchützen!

Geſtern wurde mit vieler Feierlichkeit der Grundſtein zu einer neuen katholiſchen Kirche gelegt. 500,000 Dollars waren in einigen Monaten dafür gezeichnet. Desgleichen iſt auch ein großer chineſiſcher Tempel im Bau begriffen, nebſt einer jüdiſchen Synagoge.

Der Pianiſt Laveneau, mein bisheriger Agent, Begleiter und Sekretär, iſt nach Auſtralien gereiſt, was ich nur bedauern kann. Er war ein braver und ſolider Menſch und hatte ſich während der Zeit ſeines hieſigen Aufenthalts ſo viel erſpart, um, wie es ſein Vorſatz iſt, in Auſtralien ein Muſikaliengeſchäft errichten zu können.

Dieſer Tage trete ich mit meinem neuen, nicht unintereſſanten Compagnon, mit Lola Montez, die zweite Reiſe nach den Goldminen an, und hoffe, dermaßen ausgerüſtet, glücklicher zu ſein, als das erſte Mal.

San Francisco, 20. Mai 1853.

Seit acht Tagen befand ich mich in Sacramento, im prächtigen Hotel „New-Orleans," deſſen Ausbau erſt unlängſt vollendet wurde. Es iſt kaum eine vierwöchentliche Friſt ſeit meinem letzten Hierſein verſtrichen und ſchon iſt die Stadt nicht mehr zu erkennen! Hölzerne Häuſer haben indeſſen ſteinernen Platz gemacht, neue Anlagen ſind entſtanden, kurz alle Wunder amerikaniſcher Thätigkeit öffneten ſich hier meinen überraſchten Blicken. Das Wetter, bisher regneriſch, hatte ſich geklärt und war für unſere Reiſe ſehr günſtig. Den ganzen Tag glänzte die Sonne an einem wolkenloſen Himmel und beſchien eine Landſchaft, wie ich ſie nie zuvor geſehen hatte. Es war eine Ebene, begrenzt im Weſten vom Küſtengebirge, mit dem Monte-di-Diablo an der Bai von San Francisco und im Oſten von den das Land durchziehenden Ketten des Schneegebirges mit dem Berge „Hood," einem über 15,000 Fuß hohen Rieſen, der zur Bewachung des goldenen Vließes von Californien von der Natur hierher geſetzt ſcheint. Das Thal, das ich mit meiner abenteuerlichen Reiſegefährtin durchfuhr, war bedeckt mit einem Teppich von üppig grünem Graſe. Blumen von jeder Geſtallt, Größe und Farbe, ſchienen bei dem Herannahen der blumen- und männerſüchtigen Lola Montez noch ſtolzer in ihrem Schmucke zu prangen. Nur die beſcheidenen Veilchen ſahen kaum über das Gras hervor, und machten ihr Daſein durch ihren köſtlichen Duft bemerk-

bar — eine Demonſtration, die eine minder beſcheidene Blume an meiner Seite nur belächeln konnte. Die Schneeglöcklein hoben ihre Köpfchen und neigten ſie dann wieder, als bereuten ſie es, als fürchteten ſie, die weiße Farbe der Unſchuld zu beflecken. Doch wer vermag die Schönheit dieſer Fluren würdig zu beſchreiben!

Was ich jedoch gegenüber einer ſolchen Naturſcene nicht wage, das will ich gegenüber einer Kunſtſcene verſuchen, welche in dem geweihten Tempel Thaliens, der kaum erſt dem Schooße der Erde entwachſen, kurz nach unſerer Ankunft in Sacramento ſich zugetragen hatte. Lola Montez ſollte zum erſten Male nach ihrer Verheirathung mit Hull auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, erſcheinen. Das Publikum war in der geſpannteſten Erwartung und einige Tage vorher waren ſämmtliche Billets verkauft. Die Gefeierte wurde hier von einigen Malcontenten in Zeitungen und auf der geduldigen Fläche der Straßenecken in ziemlich unäſthetiſchen Verſen beſungen, deren Wiedergabe ich nicht verantworten möchte. Alles ſah geſpannt dem Abende entgegen und das Haus füllte ſich zum Erdrücken.

Der Vorhang ging in die Höhe und Lola erſchien in feenhafter Toilette, ſchritt in die Mitte der Bühne, ließ ihr kühnes, glänzendes Auge über die Menge ſchweifen und ſchickte ſich zum Tanze an. Ein helllautes Gelächter unterbrach die gewitterſchwüle Ruhe, Lola gab ein Zeichen mit der Hand — die Muſik verſtummte.

Kühn bis zum äußerſten Rande der Bühne vortretend, mit Stolz in den Mienen und Flammen in den Augen, hielt ſie hochaufgerichtet folgende wortgetreue Anrede:

„Myladys und Gentlemen! Lola Montez hat zu große Achtung vor dem Volke Californiens, als daß ſie das dumme Lachen einiger einfälltiger Laffen als maßgebend anerkenne.“ — Erneuertes Gelächter. — „Ich will ſprechen!“ rief ſie wieder mit lauter, erhobener Stimme und ihre Augen ſchoßen Blitze — „kommt herauf,“ ſo fuhr ſie fort, „gebt mir euere Männerhoſen und nehmt dafür meine Weiberröcke, ihr ſeid nicht würdig, Männer zu heißen.“ — Ungeheures Gelächter. — „Lola Montez iſt ſtolz, ſo zu ſein, wie ſie iſt, doch ihr, die ihr nicht den Muth habt, ſich mit einem Weibe zu ſchlagen, das euch Alle nicht fürchtet, euch Alle verachtet — ja dieſes Weib“ — Sie wollte weiter reden, doch das Wüthen und Toben des Publikums hatte den Culminationspunkt erreicht. Faule Aepfel und Eier durchſchwirrten die Lüfte, und ſo lange wurde dieſes Bombardement, das dem weiblichen Gegner eine beſſere Anſicht über das männliche Geſchlecht beibringen ſollte, fortgeſetzt, bis der ſchwächere Theil aus ſtrategiſchen Rückſichten eine rückgängige Bewegung machte und außer der Schußlinie war.

Aus einer Loge ſah ich den Vorgang mit an und ſo eben betete ich mit dem Phariſäer: „Herr Gott ich danke dir, daß ich nicht bin, wie dieſe!“ als zu meinem nicht geringen Schreck der Direktor des Theaters auf

mich losstürzte und mich athemlos und händeringend bat, sein Institut zu retten und durch mein improvisirtes Spiel den unglücklichen Tanz vergessen zu machen, der ihn noch zu Grunde richten werde. O unglückseliges Geigenspiel! Noch nie befand sich ein Concertgeber in peinlicherer Lage — ich wollte lieber dem Toben einer wildbewegten See Stillstand gebieten, als diesem Publikum.

Doch das Händeringen des Direktors und die 600 Dollars, die er mir für diesen Dienst in der Noth seines Herzens angeboten, rührten auch mein Herz und nach kaum fünf Minuten stand ich mit Fiedel und Bogen bewaffnet vor dem kriegerischen Publikum.

Schon war ich bedacht, mich mit meiner Violine vor einem erneuerten Bombardement zu decken, als zu meiner Ueberraschung ein Sturm von Beifall mich empfing. Da ward es mit einem Male stille —

„Und rings im Kreis
Von Mordsucht heiß
Lagerten die gräßlichen Katzen!"

Das Zweckmäßigste, was ich unter solchen Umständen spielen konnte, schien mir: „Der Vogel auf dem Baume."

Ich begann, der Feind da unten lauerte. Doch der Gesang des Vogels klang anders, als die Worte der Lola Montez und so mußte der Vogel auf dem Baume noch einmal singen. Nach vollbrachter That rief man stürmisch nach dem Director. Er erschien. Eine Stimme

aus dem Parterre verlangte zu ſprechen — und Alles ward ſtill. „Theaterdirektor!“ ſo begann die Stimme, „wir haben unſere Dollars ausgegeben! Die Tänzerin Montez iſt unwürdig vor uns zu erſcheinen! Der ſehr ehrenwerthe Mr. Miska Hauſer hat ſoeben mit ſeinem Zauberbogen Wunder bewirkt, ein wüthendes Publikum beſänftigt, ergrimmte Herzen erheitert! Theaterdirektor! Wir wollen Lola Montez nicht mehr ſehen, wir wollen Miska Hauſer hören!“ Stürmiſcher Applaus.

Lola, die, hinter den Couliſſen ſtehend, alles mitanhörte, ſtürzte jetzt auf die Bühne und ſchickte ſich zum Tanzen an. — Da begann, einem Orkan ähnlich, der nicht verſchmäht über ſchwache Blumen dahinzubrauſen, das gereizte Publikum ſeinen Angriff gegen Lola Montez. Alles drang gegen die Bühne, Bänke und Stühle wurden zertrümmert und unter der Kriegsmuſik zerbrechender Fenſterſcheiben ließ ſich folgender Schlachtruf vernehmen: „Hallunke! Wir wollen unſer Geld zurück!“

Da der Theaterdirektor nicht geſonnen ſchien, dieſe ehrenvolle Anſprache auf ſich zu beziehen, ſo hütete er ſich vorzutreten. Ich faßte Muth und richtete einige beſänftigende Worte an das Publikum; mein radebrechendes Engliſch wurde beifällig aufgenommen. Um mein Rednertalent von einer wirkſameren Seite geltend zu machen, griff ich abermals zur Violine und ſpielte ſo lang ich nur konnte die närriſchſten Dinge, als: Carneval, Yankee doodle, Vogel auf dem Baum ꝛc. — unter

dem Jauchzen eines zum Tollhaus gewordenen Schauspielhauses. Plötzlich erschien wieder die beharrliche Spanierin und tanzte, trotz der verdoppelten und zweideutigen Musikbegleitung, den Spinnentanz bis zu Ende. Diesmal siegte ihre Beharrlichkeit, der gesinnungstüchtige Theil der Versammlung entfernte sich, andere, ihre Dollars berücksichtigend, blieben und wurden für ihren Abfall von der herrschenden Tänzerin auf mannigfache Art belohnt.

Als Lola, von Bewaffneten geschützt, ins Hotel „New-Orleans" zurückgekehrt war, wurde sie alldort mit einer gräulichen Katzenserenade beehrt. Zerbrochene Kessel, alte Häfen, Pfeifen, Trommeln, das waren die ausübenden Kräfte bei dieser ohrenzerreißenden Symphonie. Die Unerschrockene erschien mit einer Lampe auf dem Balkon und schrie mit greller Stimme folgende einleitende Worte zu der beabsichtigten Festrede: „Ihr feigen, niedrigen Schufte, feige Hunde und faule Buben! Einen stinkenden Hund verachte ich nicht so wie Euch" — hier wurde sie durch einen wüthenden Applaus unterbrochen.

Ein Mann kletterte auf den Balkon und löschte die Lampe aus — endlich erschienen Bewaffnete, trieben die Menge auseinander und machten diesem gefährlichen Konzerte ein Ende.

Tags darauf tanzte Lola unter ungeheurem Enthusiasmus desselben Publikums; statt der faulen Aepfel

flogen Kränze. — Als ich sie kurz darauf besuchte, hüpfte sie mir lachend entgegen, und sagte naiv: „Glauben Sie mir, lieber H....., der gestrige Abend war mir lieber als 1000 Dollars, ich habe mich köstlich unterhalten und die Reihe meiner Abenteuer hat sich wieder um eins vermehrt!“

Und so ist Alles wieder in Ordnung, der Direktor lächelt selig und ich stecke jeden Abend als Antheil 300 Dollars ein. Von hier werden wir die übrigen Städte in den Minen besuchen, und dann erst unsere Rückreise nach San Francisco antreten.

Ein gräßliches Unglück hatte Sacramento vor nicht langer Zeit betroffen. Eine verheerende Feuersbrunst verbreitete sich mit unaufhaltsamer Wuth über den ganzen Plan der City, Alles unbarmherzig zerstörend. Nur die Festigkeit weniger Gebäude, gleichsam zurückgebliebene Zeugen entschwundener Pracht, leisteten dem zügellosen Elemente Widerstand. Darunter mehrere, mit doppelten und durch Sandschichten verbundenen Wänden, eine Vorsicht, welche den Eigenthümern, deutschen Landsleuten, zur Ehre gereicht. Nur wenige Minuten nach dem Ausbruch des Brandes standen auch schon die gegenüberliegenden Gebäude in Flammen; das brennende Crescent-City-Hotel sandte den Feuerstrom gleich nach verschiedenen Richtungen weiter. Der angrenzende Brik-Blok brannte nieder, desgleichen die übrigen Wohnungen bis zur 8. und südlich bis zur J Straße. Alle Hoff-

nung ſchwand, als der Wind, welcher Anfangs nach der Levee hinſtrich, plötzlich zum Südwind umſprang, und nach der M-Straße hinübertrieb. Es glich einem großen Feuermeere, welches Alles in einen Aſchenhaufen verwandelte, bis auf die „Lady Adams.“ Den Familien, welche unterhalb K-Straße wohnten, gelang es, einen großen Theil ihrer Güter und Geräthſchaften zu retten. — Nur fünf Stunden waren nöthig geweſen, um die ſchrecklichſte Zerſtörung anzurichten.

Viele Menſchenleben wurden beklagt und Alle, die an Brandwunden und Verletzungen zu leiden hatten, wurden größtentheils auf Dampfſchiffen verpflegt; eben ſo fanden viele Frauen und Kinder auf den Dampfern und andern Schiffen Zuflucht und Pflege.

Der Verluſt an Eigenthum und Gütern wird auf mehr als fünf Millionen Dollars veranſchlagt. Mehrere Dampfboote führten einige Stunden nach dem Brande Hunderte von obdachloſen Familien nach San Francisco, wo dieſelben mit großer Theilnahme aufgenommen wurden. Gleich nach dem Brand fand in der zweiten Straße ein Duell ſtatt. — Während die Flammen noch nicht gelöſcht waren und der Rauch noch in tauſend Säulen zum Himmel aufſtieg, wurden ſchon Contrakte für Aufbau neuer Wohnungen geſchloſſen. Obgleich ein ſolcher Geſchäftseifer, ein hartnäckiger, durch keine Schwierigkeiten zurückzuſchreckender Charakter, eine große Auszeichnung des Amerikaners von jeder andern Nation iſt, und

dieſe Züge eine Hauptbedingung der ſchnellen und glücklichen Entwicklung bilden, daher auch mit Recht Anerkennung verdienen, ſo zeigen ſich dieſelben doch auch häufig von einer Seite, die unſere ganze Verachtung auf ſich ladet.

Auf dem Dampfer „Confidence," welcher kurz nach dieſer Calamität mit Paſſagieren gefüllt von Sacramento nach San Francisco fuhr, befanden ſich vier „Gentlemen," welche durch irgend welche Mittel den Kapitän des Dampfers bewogen, ſie allein in San Francisco zu landen, und alle übrigen Paſſagiere noch einige Stunden auf der Bai umher zu fahren. Dieſe vier Gentlemen landeten, kauften bei den argloſen Kaufleuten Holz und die übrigen Baumaterialien, ſo viel ſie auf dem Markte nur vorfanden, und ebenfalls auch noch andere Güter, welche in Sacramento augenblicklich fehlten. Nachdem die Einkäufe beſorgt waren, ließen ſie den Dampfer mit den Paſſagieren landen, und nun erſt wurden die San Francisco-Kaufleute, ſo wie die ganze Einwohnerſchaft von dem Unglück in Kenntniß geſetzt.

Die vier Gentlemen waren alſo jetzt Herren der Waaren, welche zum Aufbau der niedergebrannten Stadt und zur Befriedigung der nothwendigſten Bedürfniſſe der dortigen Bevölkerung, z. B. Kleidung, unumgänglich nothwendig geweſen. Sie konnten daher jeden Preis für ihre Materialien fordern und thaten es im reichlich-

ſten Maße. Die verunglückten Einwohner von Sacramento mußten Hunderte von Procenten bezahlen.

Dieſe auf ein ſo großes Unglück berechnete Spekulation entehrt die Menſchennatur und muß jeden Menſchenfreund aufs höchſte entrüſten. Doch eben ſo ſchnell, wie von frühern derartigen Unglücksfällen, erholte ſich Sacramento auch von dieſem Schlage und ſteht nun blühender als je an dem Eingang der goldenen Pforten.

San Francisco, 6. Juni 1853.

Das Feſt der Aufnahme Californiens in den nordamerikaniſchen Staatenbund, welches am 4. Juli in San Francisco gefeiert wurde, ſcheint mir in vieler Beziehung erwähnenswerth. Schon Tags zuvor war die Phyſiognomie der Stadt und ihrer Bewohner verändert. Größere Rührigkeit als gewöhnlich war zu erblicken, als wirkte die Erhabenheit des bevorſtehenden Feſtes ſchon belebend auf die Sinne der Bewohner. Die Knaben ergötzten ſich am Abbrennen ihrer „China-Kräker," die Feuerkompagnien ſchmückten ihre Häuſer und zogen in geordneten Reihen im Gala-Anzuge durch die Straßen; zahlreichen, muntern Gruppen begegnete man an allen öffentlichen Orten. Am officiellen Feſttage ward die Feier bei Sonnenaufgang durch eine impoſante Kanonade der auf dem Platze aufgeſtellten „first California

Gards“ eröffnet und mit dem ersten Schuß die Nationalflagge am Freiheitsbaum aufgehißt, welcher Schmuck in demselben Augenblicke an allen Masten der Hunderte von Schiffen im Hafen und auf allen städtischen Gebäuden in der heitern blauen Sommerluft prunkte. Wach gerufen zierten nun die Bürger ihre Häuser ebenfalls mit Fahnen, deren verschiedene Farben auf die gemischte Bevölkerung der Stadt zu schließen Gelegenheit boten. Das Lärmen und „Kräker-Schießen“ nahm immer mehr zu, Reiter sprengten mit Windesschnelle durch die Straßen, Vereine und Corporationen eilten auf ihre Sammelplätze, um sich der Prozession anzuschließen, die endlich um 10 Uhr begann. Das verabredete Zeichen, der Schall der Monumental-Feuer-Glocken und der Donner der Kanonen ertönten, worauf sich der Zug in folgender Ordnung in Bewegung setzte:

Voran die verschiedenen Militärcompagnien, Infanterie und Cavallerie mit Musikchören. Dann folgten die höchsten Beamten der Stadt in prachtvollen vier- und sechsspännigen Wagen, verschiedene amerikanische Logen mit herrlich gesticktem Banner, die französische Benevolent-Societät mit gleichem Schmuck, und endlich die Chinesen, die durch den Glanz und die Eigenthümlichkeit ihres Auftretens unbedingt die größte Aufmerksamkeit auf sich zogen. — In der That verdient ihre Erscheinung besondere Erwähnung. Gegen 400 dieser asiatischen Söhne hatten sich in ihre feinsten Gewänder geworfen,

beſtehend aus engen Hoſen mit Strümpfen und kurzem Oberkleide, Alles von ſchwarzem Seidendamaſt mit eingewirkten Blumen und Muſtern, oder aus weiten Hoſen und etwas längerem Oberrocke aus gleichem Stoff, oder aus bis auf die Schuhe herabhängenden Talaren. Die Farbe des Anzuges war vorherrſchend hell und dunkelblau. Die Kopfbedeckung wie gewöhnlich: runde aufgekrämpte Hütchen oder kleine Mützchen ohne Schild, unter denen die pechſchwarzen, bis auf die Waden fallenden Zöpfe hervorglänzen; in den Händen trugen ſie Sonnenfächer oder leichte Stöckchen. Ihr Zug entwickelte ſich in folgender Weiſe:

Einer der amerikaniſchen Adjutanten begleitete ihren erſten Marſchall, der hoch zu Roß mit einer bunten Schärpe geziert, und den weißen Roßſchweif ſchwingend, die Kinder aus dem Reiche der Mitte muſterte und anführte; vier gleichfalls berittene Untermarſchälle dienten als Suite. Die vorderſten Fußgänger trugen die an einer ungefähr 20 Fuß langen Stange befeſtigte, rothſeidene, mit breiten, ſchwer goldenen Ranken und Zeichnungen geſtickte Fahne, von der abſonderlichen Form eines Dreiecks, deſſen eine Spitze von der Grundlinie mindeſtens 20 Fuß entfernt war. Drei aufgeputzte Chineſen hielten den Fahnenſtock, deſſen Gewicht durch zwei in der Mitte untergehaltene Stäbe geſtützt wurde, und drei jugendliche Geſtalten dienten als Schleppträger. Zwei ſchöne Atlasbanner führten die Inſchrift: „Cheer

for the Republikanism of China“ und „The Chinamen or the fourth of July 1853.“

Zwiſchen dieſen Fahnen und Bannern befanden ſich Abtheilungen von Fußgängern, einige Reiter und drei Wagen; auf dem erſten fuhren die vier angeſehendſten Chineſen, der zweite brachte im komiſchen Aufzuge vier Muſiker mit chineſiſchen Trommeln, Becken und ſonſtigen mir unbekannten Inſtrumenten; auf dem dritten Wagen befand ſich eine Art Streich- und Klappermuſikbande. Das Concert, das dieſe Künſtler hervorbrachten, läßt ſich mit einem einzigen, echt deutſchen Worte charakteriſiren; dieſes Wort heißt „ſchauderhaft“ und paßt nicht allein auf chineſiſche Muſik. Ein letzter Wagen mit zwei Chineſen, welche ſich durch fortwährendes Anzünden von „China-Kräkers“ ſehr bemerkbar machten, ſchloß die chineſiſche Abtheilung und zugleich den ganzen Zug.

Die Prozeſſion paſſirte, von einem dichten Menſchengedränge begleitet, die Hauptſtraßen der Stadt, und löſte ſich, auf dem Platze angekommen, auf. Am Abend dieſes Tages fand das bereits von mir erwähnte Muſikfeſt ſtatt, nach deſſen Beendigung die Liedertafel ihren Umzug hielt. Ein prachtvolles Feuerwerk beſchloß den Feſttag. Die Bildniſſe der Göttin der Freiheit, Waſhingtons und des Gouverneurs Woodworth ſtrahlten im Farbenglanze. Nicht die geringſte Störung fiel unter den Tauſenden von Zuſchauern vor. Dem Feſttage folgte

eine Feſtnacht und bis am Morgen blieb ein großer Theil der Bevölkerung auf den Beinen.

Im deutſchen Theater fand vor einigen Tagen die letzte Vorſtellung ſtatt; die Geſellſchaft löſte ſich auf, da ſie ſich nicht vereinigen konnte, obwohl ſie bei umſichtiger Leitung ihre Rechnung gewiß gefunden hätte. Man muß hier, wie überall, den Launen der Glücksgöttin ſich unterwerfen; Glück braucht der Virtuoſe, wie der Goldgräber in den Minen. In Columbia, einem kleinen Städtchen, war ich Augenzeuge, wie ein Irländer einen Klumpen Gold im Werthe von 300 Dollars gefunden; das iſt hier eine ſolche Ausnahme, wie ein Lotterieglücksfall in Europa.

Die meiſten Goldgräber gewinnen 5—6 Dollars täglich, die Arbeit iſt aber erſchöpfend ſchwer, und die Lebensmittel, ja Alles, was man zum Leben benöthigt, enorm theuer. Dazu kommen noch die Kämpfe mit den Indianern, die, obwohl überall zurückgedrängt, doch immer noch der Schrecken der Landleute ſind. Hat ſich einmal des Indianers die Idee erlittenen Unrechts bemächtigt, ſo verfolgt er den Feind unermüdlich mit der ſchlauen Heimlichkeit des Raubthieres, bis ſeine Rachſucht Befriedigung gefunden. Rachgier iſt die Urſache der grauſamen Hinrichtungen, des Syſtems der Blutrache, der endloſen Kriege. Man ſchätzt die Zahl der Ureinwohner Amerika's auf 9½ Millionen, und die Zahl der von ihnen geſprochenen Sprachen auf 5—600, von de-

nen ein Drittheil ganz verschieden ist. Dieser Mangel eines gemeinsamen, größeren Kreisen verständlichen Idioms, erschwert die Civilisirung dieser Völker durch die Missionäre außerordentlich. Hier, wo der civilisirte Europäer nicht als Eroberer, sondern als Colonist festen Fuß faßte, schmilzt bereits die einheimische, ausschließlich von der Jagd lebende Bevölkerung, hin wie Schnee, und wird, entweder durch List oder durch Gewalt, immer mehr in unwirthsamere Gegenden zurückgedrängt, ohne Hoffnung, dem baldigen Aussterben entgehen zu können.

Jedes Zeitungsblatt berichtet von Einfällen der Wilden, von Plünderungen und Ermordungen friedlicher Familien. — Die Indianer begnügen sich nicht mehr mit der Jagd von Hirschen und Büffeln, sondern treiben Pferde und Rindvieh der Landleute weg, erschlagen Hirten und Bauern, und heften den Scalp an ihre Lanze. Ein Kampf der Vertilgung hat begonnen, und man sucht bereits den Feind im Gebirge auf. Einer der Häuptlinge der Wilden wurde kürzlich durch einen kühnen Abenteuerer in der Nacht aus der Mitte seines Lagers geholt und lebend nach San Francisco gebracht.

Ein Schrecken anderer Art sind aber die civilisirten Räuberbanden, die, wie ein angeschwollenes Gebirgswasser überall die Dämme der Ordnung durchbrechend, sich in den Hauptstädten organisiren und von hier aus die Geißel über das Land schwingen. Ein mexikanischer

Burſche, „Joackin,“ iſt der Anführer einer ſolchen Bande, er hat es bereits durch ſeine Verwegenheit im ganzen Lande zu einer fürchterlichen Berühmtheit gebracht. Man ſprach hier zu wiederholten Malen von ſeiner Gefangennehmung, doch es glaubt Niemand daran. Solche Verbrechen ſind zu lange ſtraflos geblieben, als daß das Gefühl für Recht und Unrecht bei der großen Maſſe nicht hätte verſchwinden ſollen. Ein Raub, ein Todtſchlag, eine Entführung ꝛc. ſind Dinge, von denen man tagtäglich ſpricht und hört.

Daß bei ſolchen Zuſtänden auch die Schreckniſſe der Lynch-Juſtiz nicht ausbleiben, wird Niemand mehr Wunder nehmen. Erſt geſtern ſah ich eine ſchauerliche Prozeſſion vor meinen Fenſtern vorüberziehen. Sie galt einem Chineſen, der wegen Diebſtahl gehängt werden ſollte.

Vor einigen Tagen wohnte ich auch einer chineſiſchen Beerdigung bei. De mortuis nil nisi bene, — aber es betrifft nicht den Todten, was ich zu ſagen habe, ſondern deſſen lebendige Begleiter. Wenn man mir nicht ausdrücklich geſagt hätte, daß dies ein Leichenzug ſei, ich wäre verſucht geweſen, ſolches für ein Faſtnachtsſpiel zu halten. Dem Zuge ſchritten aufgeblähte Standartenträger voran, daneben einige Individuen mit Oriflammen; dann folgte eine Bahre mit verſchiedenen Götzenbildern. Eine Art Muſikbande umgab dieſelbe, eine ohrenzerreißende Symphonie mit Keſſelpauken und anderen Inſtrumenten anſtimmend. Hätte mich das Unglück getroffen,

an des Todten Stelle zu liegen, ich hätte mich bei dieſen Klängen noch im Sarge umgedreht. Daß China-Kräker und allerhand Feuerwerk, das in Zwiſchenräumen von den Leidtragenden abgebrannt wurde, auch bei dieſem Zuge nicht fehlen konnten, fand ich erklärlich. Jetzt erſt kam die eigentliche Todtenbahre, auf der die Leiche blos in Tüchern eingehüllt lag. Hierauf folgte ein Prieſter. Nachdem ſich der Zug bis zum Grabe glücklich hinausgetanzt hatte, ward die Leiche in ſtehender Richtung unter Räucherungen verſenkt, und nach abermaliger Verpuffung einiger Feuerwerks-Requiſiten endete das für mich eben ſo neue als intereſſante Schauſpiel.

In der Fabrikation von Luxusartikeln behaupten hier die Chineſen die Oberhand. Die zierlichſten und geſchmackvollſten Arbeiten, z. B. Stickereien, die in Europa der geübteſten weiblichen Hand Schwierigkeiten bereiten würden, werden von ihnen mit Schnelligkeit und Leichtigkeit ausgeführt. Ich kaufte viele Porzellan-Gegenſtände und einen prächtigen Shawl, der die Beſtimmung hat, zu den natürlichen Reizen einer europäiſchen Dame auch das Schönſte und Seltenſte der Kunſt hinzuzufügen.

San Francisco, 28. Juni 1853.

Der mit jedem Tage wachſende Einfluß der Chineſen auf das Staatsleben Californiens bewegt mich, dieſen Geſtalten noch einige Zeilen zu widmen. Meine an-

fängliche Scheu, mich ihnen zu nähern, ſchwindet allmälig, und nicht ſelten befinde ich mich jetzt den Kindern des himmliſchen Reiches gegenüber. Der Gegenſatz, in dem die Chineſen zu allen Fremden ſtehen, bewirkt ſelten ein freundſchaftliches Verhältniß zwiſchen einem Europäer und einem Chineſen; ja man muß ſich vielmehr davor hüten, um zu keinem Mißverſtändniſſe Anlaß zu geben. Ich dachte mir die Chineſen ſtets als ein Volk, das in Allem, was es denkt und thut, ſeine Verkehrtheiten habe — doch in Wahrheit, würden wohl die Chineſen, wenn ſie die Europäer näher betrachten, weniger Stoff zum Lachen finden? Europäiſche Abenteurer, wie ſie ſich größtentheils in Kalifornien vorfinden, ſind nicht die beſten Repräſentanten unſerer Bildung, und, mit Wehmuth ſpreche ich es aus, keine Nation, außer den Irländern, ſtellte ein ſo großes Kontingent von groben, rohen Geſtalten, als die Schweizer und die Deutſchen. So oft hier irgend ein Raufhandel vorkommt, kann man ſicher annehmen, daß Schweizer oder Deutſche dabei im Spiele ſind, um von ſchlimmeren Dingen zu ſchweigen.

Dadurch werden Vorurtheile genährt, und nur mit Mühe erringt ſich der Deutſche jene Achtung, die er von fremden Nationen mit Recht beanſpruchen kann.

Die Chineſen, denen Schlangenklugheit eben nicht abzuſprechen iſt, halten die Europäer für die größten Betrüger und die ſchlechteſten Menſchen, und betreiben hier ihre Geſchäfte mit der größten Vorſicht. Das kann

ihnen hier nur zum Vortheile gereichen, während der Deutſche von allen Seiten betrogen wird. Ich lernte auch einige von den Sitten und Gebräuchen kennen, welche die Chineſen aus ihrer Heimath herüberbrachten, und zu deren Veränderung ſie bis jetzt, umgeben von den verſchiedenartigſten Nationen, die zu denſelben den vollendetſten Gegenſatz bilden, noch immer keine Neigung zeigten.

Bart und Haare raſiren die Chineſen ſtets mit der größten Sorgfalt, und laſſen von den letzteren nur ſo viel übrig, um den charakteriſtiſchen Zopf zu bilden. Man kann es in dem Geſichte jedes Chineſen leſen, daß er ohne ſeinen hergebrachten Zopf nur ein halber Menſch wäre, weshalb er ihn auch mit der größten Sorgfalt pflegt. Zuweilen müſſen auch die Augenbraunen beſchnitten und raſirt werden. Den Katzen dagegen verkrüppeln ſie gern die Schwänze, damit dieſelben nichts haben, was ihrem Zopf ähnlich iſt. Faſt das ganze weibliche Geſchlecht beachtet weder Schmerzen noch Entbehrungen, damit ihr Fuß die angeſtammte pferdefußähnliche Geſtalt bekomme, die aber nur bei den Chineſen beliebt iſt. Bei den Amerikanern, wie bei den Europäern iſt Alles der Mode unterworfen. Was beliebt ſein ſoll, muß neu ſein, und Alles was etwas gelten will, muß fremd ſein. Bei den Chineſen findet gerade das Gegentheil ſtatt. Sie kennen keine Mode. Im Gegenſatze zu Europa, wo man es nicht unter der Würde findet,

je nach den Launen des wetterwendiſchen Paris viertel-jährlich Kleider und Möbel zu wechſeln, bewahren die Chineſen ſorgfältig in ihren Arbeiten dieſelbe Form, und fördern dadurch ſolidere und werthvollere Gegenſtände zu Tage, als ſolches bei uns, wo nur für die vergängliche Mode gearbeitet wird, möglich iſt. Welcher Art der Knopf am Hut, wie viel Sänftenträger ein Beamter mit ſich führen müſſe, das Alles iſt genau beſtimmt.

Für Gold läßt ſich ein Chineſe zu jeder That verwenden, und die kaliforniſchen Abällino's, die ſolches zu wiſſen ſcheinen, benützen dieſelben ſehr häufig zu ihren Streifzügen. Es bringt ſie wenig auf, wenn man ihnen gerade herausſagt, ſie ſeien Lügner und Schufte. Ein Schwur hat für ſie nichts Bindendes. So lernte ich die Chineſen, mit manchen ehrenvolleren Ausnahmen, hier kennen, und ich zweifle nicht daran, daß ſelbe bei ihrer großen Gelehrigkeit und bei dem nothgedrungenen Umgang mit fremden Nationen, recht bald den Anforderungen der Civiliſation nachkommen werden. Vielleicht treiben das Gold Kaliforniens und deſſen nach China zurückkehrende Apoſtel einen ſtärkeren Keil in die chineſiſche Mauer als das Opium der Engländer.

Fünf Monate ſind bereits ſeit meiner Ankunft in San Francisco verſtrichen, und noch immer finden meine Koncerte ein dankbares Publikum. Dieſelben haben bereits die Zahl 50 überſchritten. Außer St. Petersburg

erinnere ich mich keiner Stadt, die mich auf meiner Künſtlerfahrt ſo lange beherbergt hätte. Von meinen neueſten Kompoſitionen, die ich trotz Goldſtaub und trockener Geſchäftsatmoſphäre in Stunden zuſammenfügte, wo der „Deus in nobis“ ſeine Rechte geltend macht, ſind folgende im Verlage von André in Offenbach erſchienen: „Andacht,“ „Märchen,“ „Kirchgang,“ „Niagara,“ „Indianiſches Märchen“ und „Echo von San Francisco.“ Ein Rondo, welches ich Ole Bull gewidmet, 6 Etüden und ein Violinkoncert, ſo wie auch die „Lukretia-Phantaſie“ und den „Vogel auf dem Baum“ habe ich an Schubert in Hamburg und New-York verkauft. Die Herausgabe der letztgenannten Kompoſition wird bedingungsweiſe erſt nach meiner Zurückkunft nach Europa erfolgen. Es iſt hier ein Etwas — die magnetiſche Kraft des Goldes abgerechnet — das mich mehr feſſelt, als in den trockenen, weit geſchmackloſeren, öſtlichen vereinigten Staaten. Trotz der angebornen und hergebrachten Habſucht ſind die Leute hier doch weit liebenswürdiger, gefälliger und brüderlicher. Ich habe hier Freunde, warme, edle, aufopferungsfähige Freunde, hier, wo ich ſolche nie geſucht.

Kein namhafter Rivale beeinträchtigt gegenwärtig meine Erfolge, denn Katharina Hayez befindet ſich in Valparaiſo und Lola tanzt in den Minen. Letztere wurde hier in einem Vaudeville auf die Bühne gebracht, nachdem ſie bereits bei dem Richter von Gr. Vallay ein

Scheidungsgesuch von ihrem jüngsten Opfer, Mr. Patrik Hull, eingereicht hatte.

Gestern Abend nach 8 Uhr ertönte abermals die Monumentalfeuerglocke. Als ich auf die Straße trat, rötheten die Flammen bereits den Himmel. Das Feuer brach an der Ecke der Kearny- und Merchantstraße in einem Barbiershop aus, theilte sich sofort den angrenzenden Häusern mit, so daß in 30 Minuten schon 10 bis 15 Häuser in hellen Flammen standen. Südlich gegen die Claystraße setzte die Supreme Court, ein Backhaus, dem Elemente eine Grenze. Auf der andern Seite suchten die thätigen Feuerkompagnien die „Union" vergebens zu schützen, die Hitze zündete und nur die Backsteinwälle der „Jenny Lind" verhinderten eine weitere Verheerung. Nach 9 Uhr brannte fast die ganze Südseite der Merchantstraße. Die gegenüber liegenden Häuser riß man nieder. Die Claystraße ward durch naßgehaltene Carpets gesichert. Die Turner zeichneten sich bei den Rettungsversuchen sehr aus. Um 11 Uhr war das Feuer gelöscht.

Von den gegen das Ueberhandnehmen der Feuersbrünste getroffenen Maßregeln erwähne ich: Wenn nach der Ansicht eines Feuer-Inspectors irgend eine Gefahr aus der Construction einer Feuerstelle, eines Ofens, Schornsteins, oder in irgend einer andern Weise zu besorgen steht, und der Anordnung, dieselben binnen einer billigen Frist zu beseitigen, nicht Folge geleistet wird, so

iſt darauf eine Strafe von 25 bis 500 Dollars geſetzt. — Niemand darf innerhalb der Feuergrenzen in irgend einer Straße, Gaſſe, oder eines öffentlichen Squares irgend ein Feuer machen laſſen, wenn nicht eine geſchriebene Erlaubniß des Mayors, oder des Feuer-Inſpektors eingeholt wurde, bei einer Strafe von 50 Dollars. — Gleichwie „lucus“ von „non lucendo“ hergeleitet wird, ſo ſcheinen auch dieſe Geſetze ihr Daſein damit zu friſten, daß ſie niemals befolgt werden. — Dieſe zweibeinigen Lokomotiven, genannt Yankee's, entwickeln in ſolchen Dingen die unerträglichſte Willkür. Man iſt hier, bei aller Freiheit, der Sklave jedes Einzelnen, keine Stunde im Jahre gehört uns ſelbſt an, Arbeiten und Schlafen, ſo heißen die ſämmtlichen Funktionen, deren hier der Menſch fähig iſt.

Man durchwandere die Straßen; die fieberhafte Geſchäftigkeit, welche allenthalben herrſcht, muß ſelbſt Blinden und Tauben auffallen. Jedermann hat Eile; die Leute auf den Quais und auf den Trottoirs laufen ſo ſchnell, daß man ſie eben ſo wenig aufhalten darf, als eine im Zuge befindliche Dampfmaſchine. Wenn zwei Freunde ſich auf der Straße begegnen, begnügen ſie ſich damit, ſich mit der Hand zuzuwinken, haben aber nie Zeit, mit einander zu reden. Bei Geſchäftsleuten ließe es ſich noch begreifen, allein die Gewohnheit iſt ſo allgemein, daß ſie faſt epidemiſch geworden. Die Paſſagiere auf den Schiffsverdecken z. B., die doch gar nichts

zu thun haben, eſſen mit derſelben Haſt, wie auf dem Lande.

Vor einigen Tagen hielt der durch mich neu gegründete Muſikverein, zu deſſen artiſtiſchen Director ich gewählt wurde, ſeine erſte Muſikprobe. War dieſer erſte Verſuch auch kein glänzender, ſo ſah ich doch meine Bemühungen belohnt. Mr. Davidſohn, der Chef des hieſigen Hauſes Rothſchild, der ein glänzendes Haus führt, ſteht an der Spitze; derſelbe überreichte mir geſtern im Namen des Vereines eine goldene Denkmünze. Dieſe iſt ganz maſſiv und hat einen Goldwerth von ungefähr 100 Dollars. Darauf finden ſich folgende rings um eine Leier gravirten Worte: „Dem unvergeßlichen Violinkünſtler Miska Hauſer von den Muſikfreunden Kaliforniens.“

Ich beſitze übrigens bereits eine niedliche Sammlung von Goldquarz. Bei meinem Abſchieds-Concerte in Sacramento warf mir ein Franzoſe ein Stück Goldquarz im Werthe von 260 fl. zu. Mein Entzücken darüber ſtand auf ungleich höherer Stufe, als ſolches bei Lorbeerkränzen der Fall geweſen wäre.

San Francisco, 12. Juli 1853.

Man hat ſich, wie ich vernommen, daran geſtoßen, daß ich meinen ehrlichen deutſchen Namen „Michel“ ſeit meiner Ankunft in Amerika mit dem ungariſchen „Miska“

vertauſcht habe. Wahrhaftig, es iſt nicht meine Schuld! Der ſehr ehrenwerthe Mr. Barnum rupfte den deutſchen Michel ſo, daß er ihm nicht einmal ſeinen Namen ließ. Miska, dachte er, klingt auffallender, fremdartiger, und mahnt an die Zigeunerbanden auf den ungariſchen Puſzten. Er kannte die Amerikaner, und ich mußte, wie der Elephant „Miß Baba," den dieſe Herrn auf gleiche Weiſe behandelten, mir ſolches gefallen laſſen. Doch dem Himmel ſei Dank, daß ich dieſes Kunſtmäcens, wie ſich dieſer Herr naiv genug nennt, los geworden; er hat mir manchen Genuß verbittert und manche Stunde getrübt.

Dieſer Tage haben nicht weniger als fünf Zweikämpfe ſtattgefunden! Der Zeitungsredacteur Swift ſchlug ſich mit Dr. Wolf auf offener Straße, von einem Kreiſe von Zuſchauern umgeben. Es war heller Morgen. Sie ſtritten ſich um den Beſitz einer Braut, die ſelbſt den Rath zu dieſem fürchterlichen Entſcheidungsmittel gab. Die Dame ſah dem Zweikampfe von einem Balkon aus gelaſſen zu, und klatſchte zum Zeichen des Beginnens in die Hände! Der Redacteur ſchoß den Doctor nieder, ſo daß Letzterer nach wenigen Augenblicken verſchied, und beſtieg ſodann mit ſeiner blutig errungenen Braut einen Wagen. Mit ſtolzer Miene fuhren „Helena" und „Paris" durch den murrenden Volkshaufen, und nur eine beſchleunigte Entfernung rettete Beide vor angedrohten Mißhandlungen. Auch zwei Frauen duellirten ſich, doch nicht wegen eines Bräutigams, ſondern einer noch unbe-

deutenderen Sache wegen. Die beiden Lolaiden hatten blind geladen und wurden wieder gute Freundinnen, nachdem durch wunderbare Fügung des Geschickes beide Schüsse fehlgegangen waren!

Vor acht Tagen besuchte ich eine Familie, die von New-Orleans hieher übergesiedelt war; sie besteht aus vier Schwestern von seltener Schönheit, die nebst dieser Haupteigenschaft auch noch den Vorzug besitzen, daß sie hübsch singen und artig Clavier spielen. Zu viel des Guten für die ledige Männerwelt. Darum waren sie auch vorgestern schon alle vier an den Mann gebracht.

In einer Woche vier Hochzeiten, das ist etwas stark, doch ich meine, daß selbst ein großer Kriegsdampfer von 4000 Tonnen und 180 Kanonen, wenn er als Bemannung lauter heirathslustige Schwestern hätte, hier im Zeitraume von acht Tagen öd und verlassen stünde.

Meine Concerte werden jetzt mit Dampf gegeben. Gott gebe den San Franciscanern nur Gesundheit, damit sie es ertragen. Täglich ein Concert! Ich bins zufrieden. Unlängst näherte sich mir eine englische Dame von vorgerücktem Alter, und begann mir Elogen zu machen. Als sie sich entfernte, fand ich ein elegant gearbeitetes Album gefüllt mit Goldstaub. Obenauf befand sich ein enthusiastisches Gedicht in englischer Sprache. Ein hiesiger Friseur hat sein Geschäft „Zum Miska Hauser" beschildet. Die californische Schildmalerkunst hat eine entsetzliche Karrikatur aus mir gemacht. Ich sehe

dort aus wie der Räuberhäuptling Rinaldo Rinaldini, mit einem langen, ſchwarzen Bart, und was mich wirklich ärgert, in einer Stellung mit der Violine, die jede Dame als höchſt ungraziös und abſcheulich bezeichnen müßte. Ich habe deshalb den unmanierlichen Friſeur ſcharf zur Rede geſtellt, und als ſolches nichts fruchten wollte, ihm 40 Dollars geboten, damit er das Bild wegnehme, er weigerte ſich hartnäckig. Ich verſprach 50, abermals umſonſt. Endlich gab ich 100 Dollars — mit ſchwerem Herzen zwar, aber ich kann nun ohne Furcht die Straße entlang gehen, wo der Friſeur wohnt.

Eine Sängerin aus der Havanna weilt gegenwärtig hier. Ich würde ſie das ſchönſte Weib der Erde nennen, wenn die Erde nicht ſo groß wäre. Sie heißt Gräfin Fernandin, iſt unermeßlich reich, und reiſt mit einem Manne blos um ihre künſtleriſche Eitelkeit zu befriedigen und ſich einen Namen zu machen. Drei Bediente, ein Koch und ein Kammermädchen begleiteten die gräfliche Nachtigall, die nicht blos, wie es oft der Fall, ihre körperlichen Reize producirt, ſondern bei einer hübſchen Stimme auch muſikaliſches Talent und viel Geſchmack bekundet. Den Ertrag der Concerte verſchenkt ſie jedesmal an die Armen.

In Stockton wurde jüngſt meine Unerſchrockenheit einer ſchweren Prüfung unterzogen. Als ich bei einem Concerte gerade im höchſten Flageolet die Stimme meines „Vogels“ producirte, erhob das Publikum ein ent-

ſetzliches Jammergeſchrei. Solch draſtiſche Wirkung eines unſchuldigen Vogelgeſanges konnte von mir nicht unbemerkt bleiben, und ſtand eben ich im Begriffe, mein Erſtaunen über dieſen neueſten Triumph an den Tag zu legen, als zu meiner Enttäuſchung der furchtbarſte Rivale, der je einem Concertgeber die Aufmerkſamkeit des Publikums entzogen, ſich mir in der Geſtalt eines lebendigen Tigers producirte. Neben dem aus Holz erbauten Concertſaal befand ſich ein zweiter Saal, worin gleichzeitig eine Menagerie zur Schau aufgeſtellt war. War es Zufall, war es Ironie des Schickſals, genug, Concert und Menagerie berührten ſich, wenn auch nicht als Extreme. Durch das Gedränge im Concertſaale ward die Thüre, die in den Menagerieſaal führte, eingedrückt, und dicht hinter derſelben eröffnete ſich für das Geſammt-Publikum eine ſchreckenerregende Scene. Plötzlich erſcholl es von allen Seiten: der Tiger, der Tiger! und Alles ſuchte zu entfliehen. Zum Glück befand ſich das gefürchtete Ungeheuer in einem Käfig, was von mir jedoch und von vielen Andern in ſo großer Entfernung anfänglich nicht bemerkt wurde. Bald jedoch überzeugte man ſich von der gezwungenen Unſchuld und umgitterten Friedfertigkeit des afrikaniſchen Gaſtes, der überdies noch die außerordentliche Bravour an den Tag legte, indem er ruhig und ſanft dem Concerte bis zu Ende beiwohnte. Von dem Beiſpiele des geſtreiften Zuhörers aufgemuntert, blieb auch das übrige Auditorium bis zum Schluß

des Concertes. Sonderbar genug hatte ich, der Concertgeber, für den ungebetenen Concertgaſt ein ſehr hohes Entrée zu bezahlen. Der Inhaber dieſes Saales berechnete mir 200 Dollars Schadenerſatz. Ich mußte mich dieſer Eigenmächtigkeit fügen, denn der ehrenwerthe Hausherr, der mir die kriegeriſche Scene ſo hoch anrechnete, war ja — Friedensrichter in Stockton. Bei uns in Europa hätte ſolch ein Impromptu unfehlbar den Schluß der Vorſtellung herbeigeführt, hier aber, wo der Muth mehr gilt, als baares Geld, und wo ſo viele Tigergriffe an der Tagesordnung ſind, findet man es nicht naturwidrig, in Geſellſchaft eines Raubthieres längere Zeit in Einem Saale zu bleiben.

Dieſe Nebenlocalitäten ſind drolliger Natur und geben häufig Anlaß zu luſtigen Qui pro quo's. In Columbia z. B. wurde im Nebenſaal, als ich Concert gab, ein langmächtiger Rieſe aus Schottland gezeigt.

Der Redacteur der californiſchen Staatszeitung überreichte mir unlängſt einen zierlichen Brillantring — ein Fall, der nur in Californien als möglich gedacht werden kann. Anderswo ſoll es umgekehrt ſein.

Vom eigentlichen Muſiciren iſt hier keine Rede, und wenn ich der Stunden gedenke, die ich in Petersburg, Wien und Hamburg verlebte, ſo ergreift mich eine traurige Sehnſucht. Da ſetze ich mich ans Piano, präludire, componire und verſcheuche ſo die Stunden der Traurigkeit und des Heimweh's! Die ſechs Lieder ohne

Worte (bei André in Offenbach bereits erſchienen) entſtanden in ſolchen Momenten. Eines davon, „Indianiſches Märchen," verdankt ſeinen Urſprung einer erwähnenswerthen Begebenheit. — Vierzehn Meilen von Quebeck beſuchte ich im vorigem Sommer ein Indianerdorf. Man wohnt dort wie im Paradieſe, in kleinen, niedlichen Häuschen, umgeben von den üppigſten, wohlriechendſten Pflanzen, und Frauen dazu, wie ſelbe von einem auf den ſiebenten Himmel Anſpruch habenden Mohamedaner nicht ſchöner geträumt werden können! Ich war entzückt bei dem Anblick dieſer Natur, und das Glück, die Zufriedenheit, die ſich auf den braunen, gutmüthigen Geſichtern dieſer Menſchen ſpiegelte, das Benehmen dieſer echten Naturſöhne und Naturtöchter, alles dies verbreitete einen Zauber ſonder Gleichen. Ein wunderſchönes Indianermädchen ſaß unter einer ſchattigen Linde und ſchläferte einen Säugling ein, den ſie auf dem Arme trug. Sie ſang dazu mit heller Stimme eine ergreifende Weiſe. Melodie und Indianermädchen hatten ſich feſt in mein Gedächtniß eingeprägt und bilden die Grund-Idee zu meinem „Indiſchen Märchen."

Ich bin entſchloſſen, in einigen Tagen die Südreiſe anzutreten, denn die Winterzeit iſt meinem Unternehmen die günſtigſte. Daß mein „aller-allerletztes Concert" wirklich ſtattgefunden, und die Stunde des Abſchiedes bereits geſchlagen, bekräftigen folgende, aus der californiſchen Staatszeitung entlehnte Worte: „Herr Hauſer ſprach

uns wenige Stunden vor dem Concerte ſeinen Schmerz aus, den er jetzt beim Verlaſſen unſerer gaſtlichen Geſtade empfinde, wo er ſo manchen Genuß gehabt, und ſo viele wahre Freunde zurücklaſſe. Er ſpielte ſeine neue Compoſition „Echo von San Francisco.“ Allen dieſen Empfindungen der angenehmen Erinnerung an die genoſſene Freude, dem traurigen Schmerz begegnen wir in dieſem Stücke wieder, und laſſen ſie in der deutlichſten Sprache des Herzenkünſtlers ſelbſt tief unſer Inneres bewegen. Herr Miska Hauſer verläßt uns mit dem nächſten Panamadampfer, um Lima, Chili, Valparaiſo und Rio Janeiro zu beſuchen; wir rufen ihm, wie Katharina Hayez bei ihrem Abſchiede, zu: mögen die Wellen Dich bald zurücktragen!“

Am Bord des „Paciſique,“ 1. Dezember 1853.

Nach einem zehnmonatlichen Aufenthalte verließ ich am 16. November die Stadt San Francisco. Die hell dröhnenden Kanonenſchüſſe des reiſefertigen Dampfers „Paciſique“ kürzten den Abſchied von einer Schaar Freunde, die mich zu Schiffe begleitete. Die letzten Händedrücke wurden gewechſelt, die Abſchiedsthränen getrocknet, ungeduldig brauſte der Dampf in der Schiffsmaſchine, und die gewaltigen Wellen des Ozeans theilend, fuhren wir hinaus in die weite Waſſerebene des ſtillen

Weltmeeres. — Das Schiff, eine wunderbare Kombination von tauſend Erfindungen, zeugt am augenfälligſten von den Fortſchritten, die das menſchliche Geſchlecht in allen Zweigen der Kunſt und des Wiſſens gemacht hat, und mit Bewunderung muß man hier dem erfinderiſchen Geiſt huldigen, der die Windsbraut an das Segel feſſelt, nur dem geheimnißvollen Magnet folgend, deſſen Bühne — der unermeßliche Ozean iſt.

Die Winde waren der Fahrt günſtig, die ich jetzt zum zweiten Mal machte, und hätte ein Theil unſerer Paſſagiere die Monotonie dieſer Seereiſe nicht durch ein Zwiſchenſpiel zerſtreut, ſo hätte ich nichts Bemerkenswerthes zu berichten. Unter den 500 Reiſenden befanden ſich beiläufig 30 Franzoſen, die von der launenhaften Fortuna beſonders protegirt worden waren und nun froh der Heimath zueilend, ſich in ausgelaſſener Luſtigkeit die Zeit vertrieben. Die übrige Geſellſchaft war aus Leuten aller Weltgegenden zuſammengeſetzt, die Kalifornien mit mehr oder weniger glücklichen Erinnerungen verließen. Mit Ausnahme eines mir bekannten polniſchen Barons, ſpielte keiner eine hervortretende Rolle. Nachdem der letzten Champagnerflaſche der Hals gebrochen und ſie geleert war, und der Wein die Köpfe der Franzoſen noch mehr erhitzt hatte, brachte ein im Spiele ausgebrochener Streit die übermüthigen Franzoſen in eine ſolche Spaltung, daß ſie bereits Verſuche machten, ſich gegenſeitig die Hälſe zu brechen. Da erſchien plötz-

lich ein Friedensapoſtel und Menſchenfreund, der mit Gefahr ſeiner eigenen Haut die Streitenden vor blauen Flecken ſchützte. Es war der polniſche Baron P..., den ich vor Jahren in den Bädern von Spaa und Oſtende kennen lernte, ſpäter in Neu-Orleans und in San Francisco und jetzt auf dem ſtillen Ocean traf. Mir ſchien damals dieſer polniſche Baron nicht ganz geheuer, denn er erinnerte mich gewaltig an jene Marquiſen-Figur, die Ludwig Börne in ſeinem „Franzöſiſche Spielhäuſer" ſo trefflich ſchildert, und als ich den lieben Baron in San Francisco als Chef am grünen Tiſche erblickte, war ich meiner Sache ganz gewiß. Wie Oel die brauſenden Wogen, ſo beſchwichtigte er mit glatten Worten die feindlichen Parteien. Er ſtellte ihnen vor, wie gar nicht edel es wäre, ſolcher Lapalien wegen als Franzoſen und Brüder den Frieden und die Einigkeit zu ſtören, und wie gottlos es wäre, ſich aus langer Weile die Köpfe einzuſchlagen. Er bedaure nur das Schickſal der goldenen Dingerchen — er warf dabei lüſterne Blicke nach den Taſchen der Reiſenden, in denen ſich der goldene Schatz befand. — Der Pole zog hierauf einen Schlüſſel hervor, womit er ein ziemlich großes Käſtchen, das bis am Rande mit Goldſtücken gefüllt war, und dann ein zweites kleineres öffnete. Lächelnd beobachtete er ſchlau die Mienen der Franzoſen, und als dieſe die Spielrequiſiten erblickten, verſchwanden die zornigen Wolken von ihren Stirnen, ihre Blicke hellten ſich auf, und in wenigen

Minuten ſaß unſer Held am Pharotiſche, umringt von den durch ihn verſöhnten Parteien.

Es wurde hoch geſpielt; je mehr die Franzoſen gewannen, deſto mehr ſetzte der Pole entgegen, deſſen Schatulle ſchon zur Hälfte leer war — doch plötzlich wendete ſich das Glück mit ſolcher Konſequenz dem Polen zu, daß die Taſchen der Franzoſen bald leichter wurden. Mit gieriger Haſt warfen ſie immer friſch eine Hand voll Gold hin, mit funkelnden Augen blickten ſie auf die Karten, die immer zu Gunſten des Polen fielen, der mit bewundrungswürdigem Phlegma das viele Gold einſtrich und mit den Schlangenkünſten der Beredtſamkeit ſeine Opfer lockte. — Immer ſetzten die Franzoſen — und wieder verloren ſie — plötzlich packt eine Hand die Gurgel des Polen, und eine Stimme ſchrie im wilden Triumph: „Habe ich dich endlich, falſcher Spieler, habe ich den Schurken?“ Die ganze Geſellſchaft drang wüthend auf den Polen ein, der todtenblaß in ſeinem Stuhl zurückſank und aus den weiten Aermeln ſeines Frackes zog man die falſchen Karten, die er mit virtuoſer Schnelligkeit zu ſeinen Gunſten changirte, hervor.

Der Pole war in einer Jammerlage. „Ins Waſſer mit dem Hunde!“ ſchrie alles erbittert, und hätte ſich der Kapitän nicht ins Mittel gelegt, ſo wäre dieſe Stunde ſeine letzte geweſen. Aber der Spieler gewann bald ſeine Keckheit wieder und eiferte im Fluchen mit ſeinen Verfolgern. „Der Gouverneur von Panama,“ ſagte er in fran-

zösischer Sprache, „ist mein alter Freund, er wird diese Verläumder schon züchtigen.“ Doch trotz all diesem wurden Stricke herbeigebracht, mit denen ihm Hände und Füße gebunden wurden, und in dem zum Gefängniß improvisirten Schiffskeller hatte er Zeit, über sein tragisches Abenteuer nachzudenken.

Bald nach dieser Exekution läutete die Schiffsglocke zum Mittagessen und ein gastronomisches Intermezzo besänftigte die empörten Gemüther, doch war der Friede, den die Rostbeefs, Lachse und Poudins herstellten, nicht von dauernder Wirkung; denn kaum leerten sich die Schüsseln, so füllten sich die Herzen aufs Neue mit kurz vergessenem Groll und die ganze Spielgesellschaft vereinigte sich, den gefangenen Spieler aufzusuchen, um sich zu rächen. — Der Pole, der sich seiner Banden entledigt hatte und durch den Lärm vorbereitet war, stellte sich, in jeder Hand eine Pistole, den stürmenden Eindringlingen entgegen und rief mit starker Stimme: „Den Ersten, der sich naht, schieße ich nieder, so wahr ich ein Ehrenmann bin.“ Letzteres war wohl nicht sehr überzeugend, aber der Ton und die Stellung unseres Helden schreckte die Angreifenden, die nicht Lust hatten, die Zielscheibe der ernst drohenden Pistolen zu werden. Der Kapitän ergriff energische Mittel. Der Pole mußte zur Genugthuung der Beschädigten eine Geldbuße von 6000 Dollars erlegen, in was er auch willigte, um mit heiler Haut aus dieser verdrießlichen Affaire sich zu ziehen.

Das Frühlingswetter, welches uns ſeit dem Verlaſſen der Geſtade Kaliforniens erquickte, änderte ſich in Sommerhitze, und je näher wir gegen Süden kamen, deſto empfindlicher wurde die Tropengluth, die am erſten Dezember den Kulminationspunkt erreichte, denn an dieſem Tage befanden wir uns unter der Linie des Aequators. — Unſer Schiff durchglitt die von keinem Windhauch bewegte See, ringsum ſah Alles wie vergoldet von den Strahlen der Sonne, die vom dunkelblauen Tropenhimmel glühende Flammenküſſe uns zuſchickte, welche uns vom Verdecke verſcheuchten.

Ich ſchloß mich in die Kajüte ein und warf die Kleider von mir; ermattet und eingewiegt in träumeriſche Ruhe, überblickte ich den Ozean, der in ſeiner Erhabenheit vor mir ausgebreitet lag. Alle Elemente hielten Sieſta, nichts ſtörte dieſe feierliche Stille der Natur, als hie und da das Plätſchern der Fiſche, die ſich, an der Sonne wärmend, auf- und niedertauchten. Fromm und ruhig wie er dalag, konnte man den klaren immer lächelnden Ozean für ein ſchlafend Kindlein halten und vergeſſen, wie, vom Sturme geneckt, er Tauſende in den Abgrund verſchlingt.

Klar und heiter blickt der alte Mörder Ozean
Den Himmel an, als hät' er nichts — gethan!

Neu-Granada, (Panama,) 5. December 1853.

Es war die ſchnellſte Reiſe hieher, die je gemacht wurde, mir faſt zu ſchnell, denn ich muß hier einige Tage auf den engliſchen Dampfer warten, der mich nach Lima bringen ſoll, und Panama iſt ein ſehr ungeſundes, langweiliges Neſt. Außerdem haben ſich Egoismus, Habſucht und Betrug aus allen Yankee-Ländern hier ein Stelldichein gegeben, und wenn man ſich leider nicht ſelbſt überzeugen muß, hat man keinen Begriff von der Prellerei in den hieſigen Gaſthöfen, wo ſogar Trinkwaſſer bezahlt werden muß. Ich werde daher ſehr froh ſein, ſo bald als möglich von hier fortzukommen, wo nichts zu finden iſt, als Staub, Hitze und Langeweile.

Die Sängerin Miß Hayez hat auf ihrer Durchreiſe nach Lima hier ein Koncert gegeben. — Ole Bull bekam hier das Fieber, iſt aber wieder wohl und freute ſich ſehr mich zu ſehen. Ich erfuhr durch ihn, daß Schuberth mein Stück „Vöglein auf dem Baume“ in Hamburg herausgegeben, was mich wundert, da er ſich doch verpflichtet, erſt meine Rückkehr nach Europa abzuwarten. Bull geht von hier nach San Francisco, an deſſen Goldgeſtaden er ſich vollends zu erholen gedenkt.

Geſtern beſuchten mich zwei nach Kalifornien reiſende koncertirende Geſchwiſter. Der Bruder, ſeiner Karte nach Hofpianiſt von nicht weniger als fünf regierenden Häuptern, nennt ſich ſelbſt „der Unübertreffliche.“ Die ſingende Schweſter, über die erſte Blüthen-

zeit hinaus, nennt ſich auf ihren Annoncen „Bairiſche Lerche.“ Windbeutel vom Scheitel bis zur Zehe, ſind die beiden muſikaliſchen Dulcamara's originell geſchmacklos gekleidet, und lügen mit einer ſolchen Unverſchämtheit, daß ich, der in dieſem Lande der Humbugs an dergleichen gewöhnt, dennoch in Erſtaunen geſetzt wurde. Der geniale Klavier-Orpheus hat eine dünne Frauenzimmerſtimme und ein Wiener Stubenmädchen-Geſicht, in deſſen Mitte ein eingequetſchtes Stumpfnäschen ruht. Die moderne Catalani hat ein martialiſches Männergeſicht mit langen ſchwarzen Locken, an deren Echtheit ich ſehr zweifelte, einen beſondern Mangel an Zähnen und eine tiefe Baßſtimme. Man denke ſich noch zwei ſpindeldürre Figuren, und das Bild der Beiden iſt fertig.

Es iſt traurig, daß das Publikum hier einen ſo erbärmlichen Geſchmack beſitzt und ſolche After-Muſen oft als Kunſtphänomene anſtaunt, aber wie im Leben ſo in der Kunſt, huldigt man hier mehr dem Barocken als dem wahrhaft Schönen. Dieſes Publikum, das nichts hören will als muſikaliſchen Unſinn, wenn es noch ſo drollig, dumm und trivial iſt, nur entzückt wird vom „Vöglein“ oder dem „Karneval,“ trübte mir manche Stunde, ſo daß ich oft wüthend die Fiedel in den Kaſten ſtecke und mich ärgere, daß die Kunſt dieſem Publikum nur in gemeiner Weiſe zuſagt. — Nur einmal, in einer unverwahrten Stunde, hatte ich Herz genug, in irgend einer Stadt das Beethoven'ſche Koncert mit Orcheſter zu ſpie-

len; aber du lieber Himmel, da ſind ſie herumgeſeſſen die Gentlemen und Ladys wie die Ochſen und Kälber, riſſen die langweiligen Mäuler auf, und als es ihnen zu lange dauerte, erzählten ſie ſich ganz laut die neueſten Stadtgeſchichten — da verbiß ich meinen Grimm, dachte hol' euch Alle der T. . . und ließ das „Vöglein" ertönen. Jetzt ſetzten ſich entzückt die breiten Hände der Yankee's und die zarten Fingerchen der Lady's in Bewegung, und das dumme Beifallklatſchen hörte nicht auf, bis ich ihnen das „Oh Susanna" ein halb Dutzendmal vorzwitſcherte.

Es kränkt mich oft, ſo abgeſchloſſen von der muſikaliſchen Welt zu leben und dem Publikum in ſo gemeiner Weiſe preisgegeben zu ſein. Wie ſehne ich mich nach Europa, das ſich zu Amerika wie ein ehrwürdig klaſſiſches Werk Mozarts zu einer Oper von Verdy vergleichen läßt! — Der Poſtdampfer „Viktoria" wird eben ſignaliſirt; dieſes Neſt los zu werden, kann man auch „Viktoria" rufen.

Am Bord des Dampfers „Viktoria," 18. Decbr. 1853.

Am 10. December verließen wir Panama und heute iſt es der fünfte Tag, ſeit mich wieder der Ocean trägt; wir fahren ſtets der Küſte entlang, die zauberiſch alle Reize der Tropenländer entfaltet. Paradieſiſche Eilande mit ihren Palmen- und Cypreſſenhainen tauchen wie

ſchilfbekränzte Undinen aus dem Meere und wechſeln in bunten Bildern. Stolz wie ein königlicher Schwan, ſchwimmt unſer Schiff durch dieſes Blumenparadies voll wunderbarer Pracht. Blühende Lianen umſtricken den Cactus, die Euphorbien, die geheimnißvolle Aloe, und ranken ſich zu den höchſten Zweigen, um dieſe durch Blumengehänge durch einander zu verbinden, ſo daß der Boden für dieſe ſchwellende Vegetation nicht Platz zu haben ſcheint. Jeder Baumſtamm wird zum Garten für hundert duftende Blümlein, die ihren Balſam ausſtreuen und ſich nie erſchöpfen.

„Die Welt wird ſchöner mit jedem Tag,
Man weiß nicht was noch werden mag,
Das Blühen will nicht enden.“

Dieſe charakteriſtiſchen Worte des herrlichen Uhland ſummten mir den ganzen Tag im Kopfe, als ich dieſe Blumenwunderwelt durchfuhr. Die luftigen Zweige waren belebt von neugierigen Affen aller Art, daneben goldgrüne, kletternde Papageien, das Prachtgefieder der Paradiesvögel, der hinſchwirrende Colibri, der wie ein Diamant funkelt, die handgroßen Schmetterlinge, die ſich an den Blumen ſatt trinken und die Smaragdkäfer, welche jeden Edelſtein an Glanz und Feuer übertreffen. Um das Bild zu vollenden, denke man ſich noch über dieſen Blüthengarten den dunkelblauen tropiſchen Prachthimmel mit dem prächtigſten aller Sternbilder, dem Kreuze des Südens, die geheimnißvollen Nächte mit dem Säuſeln

der Fluthen und dem Silberlichte des Mondes, der von tauſend träumeriſchen Sternen umgeben, dieſes Märchengebilde magiſch beleuchtet. Von Panama aus landeten wir an vier verſchiedenen Punkten, wo wir ſpazieren gingen und Krokodille und Alligator ſchoſſen. Die Lebensweiſe auf dem Schiffe kann mit jenem in den Prachthotels auf dem Kontinente rivaliſiren. Die Dienerſchaft beſteht aus Negern, die in bunten Koſtümen ab und zu eilen und mit einer beſondern Geſchicklichkeit raſiren und friſiren. Ich ſchlafe in einer Kajüte, die mit Gold und Sammt verziert iſt, von wo aus man einige Stufen ins Badezimmer geht. Man frühſtückt Thee mit Seefiſchen und Backwerk, raucht dann eine Havanna und arbeitet bis 3 Uhr; dann wird geſpeiſt. Die Tafel, überhäuft mit allen möglichen Leckerbiſſen und Weinen, dauert bis 6 Uhr. Dann verſammelt man ſich auf dem Verdecke oder im Geſellſchaftsſaale, wo konverſirt, geſpielt oder muſizirt wird. Ich werde mit vieler Aufmerkſamkeit behandelt und die Reiſe iſt eine der angenehmſten meines Lebens. In drei Tagen hoffe ich in Lima zu ſein, wohin ich viele Empfehlungen habe an alle Miniſter, Geſandte und Banquiers. Von Lima denke ich nach San Jago in Chili, Valparaiſo, Buenos-Ayres zu gehen, und werde aus allen dieſen Städten ausführlich berichten.

Lima, 1. Jänner 1854.

Am zwanzigsten December fuhren wir glücklich in den Hafen von Callao ein. Die früher so lebhafte, doch jetzt durch Erdbeben in Trümmern liegende Stadt, ist drei Stunden von Lima entfernt. Nach Lima brachte uns eine Eisenbahn, die längs schöner, reizender Gartenanlagen gebaut ist. Lima ist die aus den Trümmern der Tempel, die der grausame Picarso zerstörte, erbaute Stadt. In der heißen Zone, doch unter den glücklichsten klimatischen Verhältnissen gelegen, genießt Lima die Vortheile des Tropenlandes, sowie die der gemäßigten Zone. Man findet hier Ananas, Feigen, Citronen und Orangen, wie bei uns Nüsse, so auch viele der köstlichsten fremdartigen Früchte und alle europäischen Obstgattungen von den Höhen der Cordillera's, welche das Amphitheater bilden, in dessen Schooße Lima ruht.

Die Stadt erhebt sich aus dem Hintergrunde der weiten Bai von Callao vom Niveau des Meeres, dem sie nicht ferne liegt, bis zur Höhe von 6000 Fuß. Von hier aus hat man eine entzückende Aussicht auf die hohe, in ewigen Schnee gehüllte Bergkette der Cordillera's, auf das ewige Grün der niedern Gebirge, auf den Hafen und den stillen Ocean, der wie ein gezähmter Löwe an seinen Küsten spielt. Von ferne bietet die Stadt den überraschendsten Anblick, indem sich die Thürme von zwei Kathedralen, 23 Kirchen, 85 Männer- und 57 Frauenklöstern, der Universität, den Hospitälern, aus einer Masse

von niedern Häuſern erheben. Die Bauart der Häuſer in dieſer Stadt iſt nämlich, wegen der häufig in fürchterlicher Art wüthenden Erdbeben, höchſt eigenthümlich. Mit Ausnahme des Stadttheils, wo die Paläſte und andere öffentliche Gebäude ſtehen, ſind die Häuſer ganz drollig, ſelten über einen Stock hoch, ohne Fenſter, mit eiſernen Stäben vergittert, und Käfigen einer Menagerie ähnlicher als Menſchenwohnungen. Das nur für eine Perſon breite Trottoir führt uns bald in geräumige, mit großen Paläſten beſetzte Straßen, alle blendend weiß mit zierlichen Jalouſien und eiſernen Balkonen geſchmückt, und ziehen ſich hinauf zu den geräumigen „Pisco di Commercio“ mit dem prachtvollen Börſengebäude. Weiter hinauf liegt der Theaterplatz, einſt für die ſpaniſchen „Auto-da-Fée's dienend, und noch weiter hinauf erhebt ſich terraſſenförmig der „Passeico Publico“ (öffentlicher Spaziergang), der jedoch bei der hier herrſchenden Trägheit der Frauen ſo wenig beſucht wird, daß man nur meiſtens Mönche oder neugierige Fremde dort unter den hohen Palmen und ernſten Cypreſſen wandeln ſieht.

Eine ſüdamerikaniſche Stadt iſt in mannigfachen Beziehungen höchſt intereſſant. Unter den 90,000 Einwohnern findet man Menſchen von allen Farben und Nationen: Neger, Mulatten, Spanier, Creolen, Jaubos, Franzoſen, Engländer mit ihren glatten Geſichtern und unbeweglichem Phlegma, Matroſen in den bunteſten Trachten, ſehr viele Bettler, eine überraſchende Anzahl Mönche

mit langen Bärten, grau, braun, ſchwarz und weiß gekleidet, durchſchwärmen dieſe, einem ewigen Karneval gleichenden Straßen. Deſto armſeliger iſt das Treiben in den bergauf- und ablaufenden Straßen der Vorſtädte, wo ſich meiſtens Bettler, Matroſen, Laſtträger u. dgl. aufhalten. Des Nachts iſt es hier wohl ſehr romantiſch aber gefährlich, denn die Maſſe von Heiligenbildern mit ihren Votivlämpchen beleuchten nur ſchwach die ſchmutzigen Häuſer, an denen man oft grün gemalte Schilder findet mit den ſchaurig-melancholiſchen Schriftzügen: „Hier wurde getödtet Sennor E ..., betet für ihn!“ und nicht ſelten blitzt dem nächtlichen Wanderer aus den finſtern Schlupfwinkeln das Auge oder das Meſſer eines Banditen entgegen.

Dennoch wiſſen die zarten Sennorita's hierdurch ihren Weg zur täglichen Meſſe zu finden. Ihre feinen, üppigen Formen umhüllt eine weiße oder rothe Tuchmantille, das glänzende, ſchwarze Haar verſteckt eine Tuchkapuze mit hinten herabhängendem Zipfel. Nur das feurige Auge weiß aus dieſer Verhüllung ihres reizenden Teints zu glänzen und zu coquettiren. Ihr einziger Weg iſt zur Meſſe, wohin ihnen eine Schaar eigener oder gemietheter Dienerinnen folgt, die paarweiſe, in bunte Mäntel gehüllt, hinten nachtrippeln. Die Eiferſucht der Männer iſt ſo groß, daß ſie lieber mit ihrem Heere fauler Diener alle häuslichen Geſchäfte ſelbſt beſorgen, als dieſe den Frauen überlaſſen, wenn

ſie dafür Gefahr für ihre Tugend laufen ſollten. Müßig und tändelnd ſitzen die ſchönen Sennora's mit untergeſchlagenen Beinen in elaſtiſchen Schaukelſtühlen, oder bringen den ganzen Vormittag wachend im Bette zu. Schon im 12. oder 13. Jahre vermählt, können ſie mit 30 Jahren die Zeichen des Alters nicht verbergen.

Hier wird der katholiſche Kultus in ſeiner feierlichſten Pracht entfaltet, wie ich noch nirgends geſehen: den ganzen Tag hallt Glockengeläute; pomphafte Proceſſionen ziehen durch die Straßen und alles fällt auf die Kniee.

Ich wohne hier beim Miniſterreſidenten der Vereinigten Staaten, Mſtr. Lyonel Clay, einem Bruder des verſtorbenen großen Staatsmannes. Vom Präſidenten Pierce empfohlen, fand ich an dieſem ausgezeichneten Manne einen großherzigen Freund, der mich liebevoll bei ſich aufnahm und deſſen herrliche Eigenſchaften zu ſchildern meine Feder zu ſchwach iſt. Ich lernte ihn in Petersburg kennen, wo er 9 Jahre als Geſandter lebte. Selbſt ſehr muſikaliſch und klaſſiſch gebildet, iſt er Cavalier im ſchönſten Sinne des Wortes. Seine Frau, eine ſchottiſche Edle, ſehr ſchön und liebenswürdig, eine Freundin der Stuarts, iſt eine Dame von hohem Stande, ſie ſpielt virtuos Klavier und die Nobleſſe Lima's kömmt zu ihr. Mſtr. Clay war auch 7 Jahre Geſandter in Wien, kennt viele Leute dort und faſt alle ungariſchen Magnaten.

Das Klima ist herrlich, wirkt aber sehr erschlaffend; trotzdem kann man, obwohl es Sommer ist, doch nicht in dünnen Kleidern ausgehen. Es hat hier noch nie geregnet, es schneit nie, es ist nie Wind, hingegen fällt im Winter ein starker Thau, der die Fluren erfrischt, und im Sommer sind häufig Erdbeben; man kann annehmen, daß in einem Jahre drei zerstörend eintreten, der kleinen, welche jährlich zehnmal wiederkehren, nicht zu gedenken.

Das Theater, welches ich schon einigemal besuchte, hat mich überrascht. Man hört hier Opern von Mozart, den „Propheten", „Robert" und gute andere Stücke. Die erste Sängerin, Mad. Dévories, ist sehr schön, singt hübsch, und bekommt monatlich 1500 fl. Münze. Miß Hayez gastirt hier und hat gestern vor einem ganz vollen Hause die Norma gesungen.

Die Damen im Parterre sitzen hier ebenfalls mit der Mantille über Kopf und Gesicht, wo nur die Augen sichtbar sind. Aber die in den Logen, in wunderbarer Schönheit prangend, sind in weiße Spitzenkleider gekleidet, feenhaft geputzt, und bezaubern durch die Grazie ihrer Formen und das seelenvolle Feuer ihrer Augen, die wie schwarze Diamanten strahlen. Sie befassen sich wenig mit Lektüre, können oft nicht lesen oder schreiben, lieben nur Tanz, Musik, Theater, Stiergefechte, sind sehr gesprächig, aber höchst bigott und ungebildet.

Auf meiner heißen Wanderung in der Musikwüste

traf ich endlich wieder eine muſikaliſche Oaſe, in der ich mich erquickte. Mſtr. Clay veranſtaltete auf ſeinem Landſitze mir zu Ehren eine muſikaliſche Soiree, wo nur Kammermuſik geſpielt wurde. Es war für mich ein Hochgenuß, endlich einmal wieder meinem Geſchmack huldigen zu dürfen, und ſtatt der mir ſchon überdrüſſigen Effectpiecen, die herrlichen Töne Mozarts, Haydns und Beethovens zu hören. Sie weckten ſo ſüße Erinnerungen in mir und ſtimmten mich ſo weich, daß ich Südamerika, Don Elias und die weite Fremde vergeſſend, mich von heimathlichen Lüften angeweht, begrüßt und umgeben von lieben, guten Bekannten ins theure Vaterland zurückgekehrt glaubte, im Kreiſe der lieben Meinigen. Begeiſtert von den herrlichen Liedern jener unſterblichen Meiſter, ſchwelgte ich in entzückenden Träumen. Es war eine Nacht, der Kunſt geweiht, und die poetiſche Luna lächelte heiter und zufrieden ihr Silberlicht in den duftend grünenden Garten, wo wir muſicirten. Ich ſpielte mit ſolch leidenſchaftlicher Luſt und war von den Mitwirkenden ſo entzückt, wie ſchon lange nicht, denn der Hunger iſt auch in Kunſtgenüſſen „der beſte Koch“.

Lima, am 15. Jänner 1854.

Dienstag war mein erſtes Konzert im Theater. Ich habe großes Furore gemacht; es war kein zahlreiches, aber ein gewähltes Publikum da, darunter der Präſident,

die Miniſter und viele Geſandte. Das Programm war folgendes: 1. Ouverture zu „Ferdinand Cortez“ von Spontini; 2. Variationen über italieniſche Themata, komponirt und vorgetragen von M. Hauſer; 3. Caſta Diva aus der „Norma“, geſungen von Miß Hayez; 4. Monolog von Calderon, im Coſtume geſprochen von Sennora Morena; 5. Bolero, komponirt und geſpielt von M. Hauſer; 6. Ouverture zur „Semiramis“ von Roſſini; 7. „Vöglein im Baume,“ von M. Hauſer; 8. Lieder von Mendelsſohn, geſungen von Max Charton; 9. Konzert von Weber, geſpielt von Mad. Collignion; 10. The last rose of summer (die letzte Roſe des Sommers), komponirt und geſpielt von M. Hauſer. Der Kapellmeiſter der Oper, ein ſehr talentvoller Muſiker und Neffe Roſſini's, leitete das Ganze.

Ich wurde ſehr ausgezeichnet und gefiel ſo, daß ich des Erfolges meiner nächſten Konzerte ſicher bin. Das Publikum hat mehr Muſikſinn, als in den Yankee-Ländern, und das ſüdliche Blut iſt empfänglicher, als das der Krämer am Miſſiſippi. Die Zeitungen loben mich mit Enthuſiasmus, denn es wurde hier ſchon ſehr lange kein Violinſpieler gehört; beſonders iſt es wieder der „Vogel“, aus dem ich das „Yankee-Doodle“ hinausgeworfen, und dafür wie ein ächter Kosmopolit einige ſpaniſche Volksmelodien eingeflochten, der Spektakel macht.

Nach dem Konzerte kamen die entzückten Sennora's auf die Bühne, machten mir viele Elogen aber auch viel

Angſt, denn die neugierigen Donna's nahmen meine Violine aus dem Kaſten, und machten Miene, darauf herumzukratzen. Doch Lady Clay war Retterin in der Noth, verſtand meine ängſtlichen Winke und befreite mich von den der Ruhe meiner Violine ſo gefährlichen Schönen.

Eigenthümlich war die „Don-Jouan"-Vorſtellung, der ich hier beiwohnte. Miß Hayes ſang die Donna Anna, Mad. Dévories die Elvire und Mad. Charton das Zerlinchen. Es wäre Alles ſehr gut gegangen, aber Don Ottavio war zu begeiſtert, nicht von Mozartiſcher Muſik, ſondern vom Rum, dem jener Sänger beſonders huldigte. Schon in der erſten Szene, als Donna Anna auf die Leiche ihres Vaters ſtürzt, wäre der ſie halten ſollende Don Ottavio ihr bald zuvorgekommen, aber Donna Anna merkte den wankenden Zuſtand ihres Bräutigams, und hielt ihn mit all ihr zu Gebote ſtehender Kraft aufrecht. Das Publikum, vertraut mit dem originellen Talente dieſes Sängers, bezähmte ſeinen Unwillen, um die Vorſtellung nicht zu ſtören. Doch am Schluſſe des erſten Aktes, in der bekannten Ballſcene, erreichte die Begeiſterung Ottavio's einen ſolchen Höhepunkt, daß er, über Donna Anna's langem Kleide ſtolpernd, die Elvire über den Haufen warf. Da empörte ſich das Blut der Peruaner und der famoſe Ottavio-Sänger konnte nur von Soldaten geſchützt mit genauer Noth ſeine Haut retten.

Ich habe hier einen Hrn. Collignion, Pianiſt aus

Paris, kennen gelernt, der ein sehr lieber Mensch und guter Musiker ist. Seine Frau, sehr schön und liebenswürdig, ist eine Klaviervirtuosin ersten Ranges, Schülerin des Conservatoire und Chopin's, von dem sie mir viel vorspielen muß. Die Leute sind hier etablirt und verdienen monatlich mit Stundengeben 4000 fl. CM., leben sehr nobel und haben sich schon ein schönes Vermögen erworben. Ich musicire sehr oft dort und bearbeite mein Konzert im Hummel'schen Style, eine Konzertform, die ich für die beste halte.

Gestern war ich auf einen Ball beim brasilianischen Gesandten geladen; es war dort sehr glänzend. Die Männer sind gebildet und chevaleresk, die Damen sehr unwissend, aber von entzückender Schönheit; sie bezaubern durch den Glanz ihrer Augen, der lebhaften Grazie ihrer Bewegungen und erinnern durch ihre plastischen Umrisse an ein griechisches Gebilde. Sie lieben leidenschaftlich den Tanz, und selten trennt sich eine Gesellschaft Herren und Damen, ohne dies Vergnügen genossen zu haben. Eine große Beleidigung wäre es, eine Sennora beim Tanzen mit Handschuhen anzufassen.

In Gesellschaft herrscht eine Art feiner Koketterie. Der Fächer ist beredt und ihre natürliche Grazie und Ungezwungenheit verleiht ihnen ein gewisses Relief, das im Augenblicke bezaubert und fesselt; allein dieser Nimbus verschwindet, sobald man die Schattenseiten dieser Damen entdeckt. Sie besuchen täglich die Messe, das

Theater ein paar Mal in der Woche. Spaziergänge ſind gar nicht üblich. Franzöſiſche Moden haben in neuerer Zeit allgemeinen Eingang gefunden, aber ſehr nach dem Klima modificirt, leicht, weit und von lebhaften Farben.

Von allen ſpaniſchen Sitten der Vorzeit hat ſich die Huldigung der Frauen hier in ihrer ganzen Reinheit erhalten. Mit einer poetiſchen, feurigen Einbildungskraft gefällt ſich der liebende Ehemann, der Sklave ſeiner Dame zu ſein. Die ſchönen Sennora's machen aber die höchſten Anſprüche auf Galanterie, und die geringſte Außerachtlaſſung derſelben wird von ihnen oft unerbittlich geahndet. In Geſellſchaft naht man ſich nur dann einer Dame, wenn man ihr eine Aufmerkſamkeit erweiſen kann. Ueberall hat ſie das größte Vorrecht, den erſten Platz und die erſten Ehrenbezeugungen. Man ſpricht hier nicht wie anderswo: „Ich habe die Ehre, Ihnen meine Aufwartung zu machen," oder „wie befinden Sie ſich," ſondern: „Sennora, beso e vos los pies" (Sennora, ich küſſe Ihre Füße). Ich befinde mich daher in einer ſehr kritiſchen Lage, da die Gentry gegen Damen doch nie meine ſtarke Seite war.

Mein zweites Konzert war trotz der ſchwülen Hitze gedrängt voll. Ich wurde mit Beifall und Blumen überſchüttet, und als ich am Schluſſe einige Variationen in Art des „Karneval" über ein peruaniſches Volkslied improviſirte, erreichte das Furore den Kulminationspunkt.

Nach dem Konzerte brachten die officiellen Zeitungen Folgendes: „Seine Hoheit der Präsident der Republik Peru war so herablassend, das Konzert des Geigenkünstlers Miska Hauser mit seiner hohen Gegenwart zu würdigen, und meldete dem Künstler, sowie auch der Sängerin Miß Hayez, seine Zufriedenheit und besondere Achtung.“ Aus diesen kurzen Zeilen kann man entnehmen, welche Glorie und spanische Grandezza der Präsident um sich ausbreitet, und doch steht er auf wankenden Füßen, denn Don Elias zieht mit einem großen Anhange gegen seinen ehemaligen Busenfreund und sucht ihn zu stürzen; es sind Nachrichten eingelaufen, daß die Insurgenten in einigen Gefechten Vortheile errungen. Es wird stark gerüstet und man sieht viel Militär, das weiße Hosen, blaue Fracks und große runde Strohhüte trägt.

Sehr romantisch ist eine peruanische Brautwerbung. In Begleitung eines bunt geputzten Travadors erscheint der Freier am bestimmten Abend vor der Schwelle seiner Geliebten. Der Sänger tritt vor das mit Blumen geschmückte Fenster der Schönen und besingt in des Bräutigams Namen ihre Schönheiten. Er vergleicht ihren Wuchs mit einer Palme, ihre Lippen mit zwei blühenden Rosenknospen, ihr weibliches Wesen mit der Taube. Mit verstellter Sprödigkeit fragt die Braut den Geliebten: „wer er sei und was er wolle?“ — „Dich will ich, Engel,“ erwidert dieser mit feuriger Zärtlichkeit, „alle Sterne leben in Liebesharmonie, die Nachtigall schlägt,

ſollen wir uns nicht auch lieben?“ Da ergiebt ſich die ſtolze Schöne, haſtig wirft ſie den Kranz aus den Haaren dem Freier zu und verſpricht ewig nur ihm anzugehören.

Jetzt — Verzeihung — Dame Aeſthetik, wenn ich einer eigenthümlichen, überaus zahlreichen, Bewohnerſchaft dieſer Stadt erwähne, von der ich unmöglich, ohne den Anſtand oder zimperliche Ohren zu verletzen, erzählen kann, die aber eine zu intereſſante Rolle ſpielt und nicht übergangen werden kann. Dadurch nämlich, daß es nie regnet, giebt es hier eine ungewöhnliche Anzahl kleiner Haus- und Leibtyrannen, die bei uns, obwohl ſie Blumauer zu einer Ode begeiſterten — doch nur unter der unſchuldigen Bezeichnung „Flöhe“ eine ganz beſcheidene Rolle ſpielen. Hier aber nimmt dieſes hüpfende Geſchlecht einen blutdürſtigen Charakter an, und beläſtigt mit einer ſolchen zudringlichen Unverſchämtheit, daß es, eine wahre Landplage, oft den gelaſſenſten Menſchen zur Verzweiflung bringt. Sehr verliebter Natur, halten ſie ſich am liebſten bei der Damenwelt auf, die ſie als hüpfende Don Juans umſchwärmen. Es iſt zum todtlachen, wenn man im Theater oder in Geſellſchaft ſieht, wie Alles mit Kratzen und Suchen beſchäftigt iſt, und die Damen, empört über die Frechheit der kleinen Vamphre, ſich in Buſen und Nacken fahren, die Zudringlichen erhaſchen, die dann dem längſt geſchwornen Rachetod anheimfallend, in den zarten weichen Fingern der Sennora's ihr

Bayerische Staatsbibliothek München

Grab finden. Noch gefährlicher wüthet hier die Eifersucht, die mit tückischen Schlangenbissen die Freuden des ehelichen Lebens zernagt, und oft ist Gift oder Dolch das verzweifelte Mittel, um sich mit der Rache abzufinden. In diesem Lande ist wahrhaftig „gut gehängt" besser als „schlecht verheirathet."

. Lima, 1. Februar 1854.

Am 24. Jänner fand im Theater mein drittes Konzert statt. Das Haus war sehr voll, die Logen waren vom Präsidenten, allen Ministern, vielen Generalen und festlich geputzten Damen besetzt. Ich spielte so eben mit Madame Collignion das Freischütz-Duo, als ein ängstliches Geflüster im Saale laut wurde, welches die Aufmerksamkeit des Publikums immer stärker in Anspruch nahm. Anfangs glaubte man Erdstöße zu verspüren, da ein dumpfes donnerähnliches Getöse auf diese Vermuthung hinlenkte. Doch plötzlich wurde die Logenthüre des Präsidenten aufgestoßen; ein Adjutant desselben meldete athemlos, daß die Truppen des Gouvernements geschlagen und Don Elias vier Stunden von der Hauptstadt stehe.

Man kann sich den Schreck dieses plötzlichen Ueberfalles denken. Alles floh in fieberhafter Angst und solcher Hast dem Ausgange zu, daß im Gedränge mehrere Menschen erdrückt wurden.

Die Aufregung und Verwirrung wuchs immer mehr.

Alle Glocken läuteten Sturm. Der Präſident ſprengte, von ſeinem Stabe umgeben, durch die Straßen, ſammelte die Truppen, und ſich ſelbſt an die Spitze ſtellend, zog er dem Feind entgegen. Es war eine Nacht des Schrekkens und der peinlichſten Verwirrung. Alles ſuchte aufzupacken und die Stadt zu verlaſſen, der Don Elias Verderben geſchworen.

Ich flüchtete im Konzertanzuge, die Geige unter dem Arm und andere Habſeligkeiten mit mir ſchleppend, nach Callao, wo ich mich zu Schiffe begab, um im Falle der Noth gleich das Weite zu ſuchen.

In peinlicher Erwartung verfloß die Nacht und der nächſte Tag, nichts hörte man, als das ungewiſſe Donnern der Schlachtgeſchütze und das Jammern der Weiber.

Am zweiten Tage kam die Nachricht, daß Don Elias von den Truppen des Gouvernements total vernichtet und er ſelbſt nur durch Zufall entkommen ſei. Jetzt ging es zurück in die jubelnde Stadt. In allen Kirchen wurden Tedeum geſungen, pompöſe Prozeſſionen zogen unter Glockengeläute durch die Straßen und große Feſtlichkeiten waren an der Tagesordnung.

Am 27. war beim Präſidenten großer Ball und Konzert, wozu ich, Miß Hayez und Mad. Collignion geladen waren; es war eine ſehr intereſſante Nacht, die ich da verlebte. Um 10 Uhr Morgens wurde ich zum Ceremonienmeiſter gerufen, der mich über das Verhalten bei dem Feſte inſtruirte. Schwarze Atlas-Schuhe,

ſeidene Strümpfe, weiße Weſte und höfiſche Manſchetten mußten angelegt werden, um bei dem in ſeiner neuen Glorie ſtrahlenden Präſidenten erſcheinen zu dürfen.

Um 10 Uhr Abends holte mich wieder eine Volante (d. i. ein zweirädriger Wagen, ſehr reich mit Silber und Gold verziert, mit langer Wagendeichſel, nur mit einem Pferd beſpannt, worauf ein Neger in einem bunt phantaſtiſchen Poſtillon-Coſtume ſitzt) und führte mich durch die illuminirten, von Soldaten, Volk, Muſikbanden und Masken durchwogten Straßen zum Palaſte des Präſidenten. Die hell erleuchteten, mit Orangen-, Cactus- und Citronenbäumen bepflanzten, Marmortreppen führten mich durch weite Vorſäle, wo Dienerſchaften von allen Farben und Trachten hin und her eilten, in einen Saal, wo ich unter einer Menge von hohen Beamten und Militärs wartete, bis mich der Ceremonienmeiſter durch einen Korridor in ein anderes Gemach führte, in deſſen Mitte ein Vorhang von weißem Atlas aufrauſchte — welch' ein Anblick!

„Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit —
Schließt Augen euch, hier iſt nicht Zeit
Sich ſtaunend zu ergötzen."

Einem Zaubertempel aus Tauſend und einer Nacht gleich, bot dieſer ſchimmernde, halb in einen Garten verwandelte, Saal einen wunderbar überraſchenden Anblick. Der Fußboden war, um die Luft zu erfriſchen, mit Zitronenſaft beſprengt; kühlende Springbrunnen, umrankt

von Jasmin und tropiſchen Blüthen, plätſchernde Cascaden von duftenden Gewäſſern ſpendeten alle Wohlgerüche Arabiens. Tauſende von Wachskerzen funkelten, aber noch glänzender ſtrahlten die Diamanten und wundervollen Augen der junoniſchen Schönheiten, die in den duftenden Jasminlauben in bezaubernder Grazie ruhten.

Mſtr. Clay führte mich durch die ſchimmernden Reihen dem Präſidenten vor, der mich ſehr herablaſſend empfing, einige Minuten mit mir ſprach und mich ſodann ſeiner Gemahlin, einer noch ſehr jungen Dame, vorſtellte.

Jetzt begann der Tanz. Ein Neger-Orcheſter in phantaſtiſchem Coſtume ſpielte die originellen Tanzweiſen, und unter dem Schalle der Caſtagnetten begann die ſchmachtende Bolero, die luſtig dahin ſchwindelnde Tarantell und der feurige El Ole. Es iſt ein Tanz, gewoben aus ſchmachtenden Seufzern, bald flehenden, bald begeiſtert-frohlockenden Blicken. Die Lieblichkeit der Stellung, die traurigen Blicke, der gefälligſte Anſtand in jeder Bewegung, dieſes Alles bildet jene geheimnißvolle reizende Miſchung, die dieſen tanzenden Grazien einen ſchwer zu widerſtehenden Zauber verleiht.

Nach Beendigung des Tanzes wurde muſizirt. Ich ſpielte Fantaſien über „Lucretia Borgia," Adagio von Mozart, das unvermeidliche „Vöglein im Baume" und mit Madame Collignion die Variationen aus der Beethovenſchen A-Sonate.

Ich, der bis jetzt nur von einem beſcheidenen Win-

kel des Saales aus meine Beobachtungen gemacht, trat jetzt in den Vordergrund. Alles drängte sich um mich und erwies mir die größte Aufmerksamkeit und Auszeichnung. Von schönen Sennora's umringt, wurde ich mit den albernsten Fragen gequält. Die eine fragte: „ob ich ledig oder verheirathet sei," die andere: „wie viel ich im Konzert eingenommen und wie lange sie lernen müßte, um so gut Violinspielen zu können;" ja, eine trieb ihre Neugierde so weit, mich zu fragen: „wie viel Vermögen ich besitze und ob Kaspar Hauser, von dem sie einst gehört, mein Bruder gewesen sei?" So in die Enge getrieben, verschanzte ich mich hinter mein radebrechendes Spanisch und gab den neugierigen Sennora's die verkehrtesten Antworten, so daß sie einander ganz verdutzt anschauten und kopfschüttelnd mich nicht begreifen konnten.

An der reichen, mit aller Ueppigkeit und luxuriösen Pracht besetzten, Tafel nahm ich neben Lady Clay meinen Sitz, die alle auf mich einstürmenden Fragen statt meiner beantwortete. Ich hatte meine wahre Freude daran, so sicher und bequem den stillen Beobachter spielen zu können und auf diese hundert lästigen Fragen den schnatternden Sennora's nicht antworten zu müssen, deren Zungen alle auf einmal wie ein Mühlrad sich in Bewegung setzten, und gar nicht begreifen konnten, daß es Menschen gäbe, die nicht ihre Sprache redeten. Lady Clay machte ihnen begreiflich, daß ich ein Ungar, folglich der spanischen Sprache nicht mächtig sei; da fragte eine der

gebildeten Sennora's ganz naiv, ob Ungarn zu England oder zu Frankreich gehöre?

Nach Tiſche ſang Miß Hayez einige Lieder, worunter Mendelsſohns „Auf Flügeln des Geſanges“ dieſer poetiſchen Scenerie ganz paſſend war. Den meiſten Beifall aber erhielt ſie durch ein iriſches Lied mit Variationen, die ſie mit großer Bravour ausführte.

Dem Wunſche des Präſidenten folgend, mußte ich nochmals zur Violine greifen; ich ſpielte das „Märchen“ und „Frühlingslied.“ Letzteres wurde aber durch eine Serenade unterbrochen, die dem Präſidenten von allen Muſikbanden gebracht wurde. Ein tauſendſtimmiges Eviva empfing den auf den Balkon tretenden Präſidenten, und um 2 Uhr Nachts erſchien ein von Fackeln beleuchteter großer Maskenzug. Ich habe in meinem Leben nichts Phantaſtiſcheres geſehen. Die Anführer ritten in grotesken Anzügen auf Stieren, die ein wildes Gebrüll ausſtießen, dann folgten Karrikaturen auf Don Elias, Seiltänzer, Ritter in altſpaniſcher Tracht, und auf einem Triumphwagen, von Fackeln grell erleuchtet, ein mit Bändern und Blumen geputzter „Rieſen-Ochſe,“ den der Präſident zur Feier des Feſtes dem Volke geſchenkt. Polichinells, Harlekine, Scaramuth liefen in bunten Masken um den Wagen und wetteiferten in wilder Luſt und zügelloſer Ausgelaſſenheit. Mitten durch das Maskengewühl zogen fromme Brüderſchaften in Prozeſſion um die Vergebung der Sünden, welche in dieſer tollen Nacht

vorfielen, zu erflehen — ohne jedoch das bunte tolle Treiben zu ſtören.

Jetzt wurde ein großes Feuerwerk losgebrannt, und ein infernaliſches Geſchrei rief wieder den Präſidenten, der eine Dankrede ans Volk hielt. Dieſer folgte ein wildes Gejohle, von dem ich nicht mit Beſtimmtheit angeben kann, ob es der Rede oder dem großen Ochſen gegolten, der jetzt, auf einem ungeheuren Scheiterhaufen gebraten, von der ſich blutig ſchlagenden Volksmenge verzehrt wurde. So ging es die ganze Nacht unter dem Gewimmel der Masken, dem Knattern der Feuerwerke und dem Jauchzen der Volksmaſſen, bis der heiße Morgen anbrach und dem bunten Schauſpiel ein Ende machte.

Am andern Morgen hörte man von nicht weniger als 25 Perſonen, die im Gedränge als Opfer gedungener Banditendolche gefallen, denn ſolche Gelegenheiten werden hier am liebſten benützt, um ungerngeſehene Perſonen ohne Aufſehen aus der Welt zu ſchaffen. Kaum gönnte ſich das genußſüchtige luſtige Völkchen einige Stunden der Ruhe, ſo begann das tolle Treiben in den Straßen aufs Neue. Diesmal beſuchte ich das Stiergefecht, und will verſuchen es zu ſchildern.

Ein auf einer großen Ebene vor der Stadt aus Holz erbautes Amphitheater empfängt die Zuſchauer. Im Schatten tropiſcher Rieſenpflanzen ſitzen die Vornehmen, und der weibliche Blumenflor ſtrahlt in eigenthümlich bunter Nationaltracht in den Logen. Neger in

phantaſtiſchen Coſtumen laufen ab und zu mit Erfriſchungen, denn die Hitze iſt afrikaniſch und das Amphitheater gedrängt voll.

Es ſchlägt 3 Uhr und mit lautloſer Stille der Erwartung ſind alle Blicke nach dem Stierbehälter gerichtet, vor deſſen bunt bemaltem Gehäuſe ein Kampfrichter in altſpaniſchem Coſtume ſteht. Jetzt öffnet ſich die Pforte und unter ungeheurem Applaus tritt die Quadrille der Stierkämpfer ein; ihnen folgen die vier Banderilleros, ferner ſechs Chulos mit rothen Tüchern und Fahnen, dann die Picadores zu Pferde, ganz in gelbes Leder und Eiſen gehüllt, mit dicken Lanzen, die drei Zoll lange eiſerne Spitzen haben. Die ganze Quadrille iſt in ſilberſtrahlender altſpaniſcher Nationaltracht mit blauen goldverzierten Jacken, breiten mit Bändern und Blumen geſchmückten Hüten, und gewährt einen poetiſch chevaleresken Anblick. Endlich beginnt der blutige Kampf, jeder Augenblick ſpannt die Aufmerkſamkeit und Theilnahme der Zuſchauer. Auch die Damen betrachten mit gieriger Luſt das grauſame Schauſpiel, und die Spannung, in der ſie ſind, verſchönert ihre Geſichter, die dunklen Augen leuchten, und wenn ſie auch über die Unglücksfälle laut klagend ſich entſetzen, ſo bleiben ſie doch nie davon weg.

Jeder einzelne Kampf dauert in der Regel 20 Minuten, und gewöhnlich werden an einem Nachmittag 12 bis 15 Stiere getödtet.

Nach Beendigung des Stiergefechtes fand noch ein zweites Volksfeſt ſtatt, ich aber, ermüdet von dem grotesken Schauſpiele, ging nach Hauſe, um ein wenig auszuruhn. Die Stadt war wie ausgeſtorben, und nur aus der Schlacht heimkehrende Soldaten durchzogen, wilde Kriegslieder ſingend, die öden, heißen Straßen.

Ich ſuchte einzuſchlafen, aber die mich umſchwirrenden Mosquitos ließen mich trotz des ums Bett geſpannten Netzes nicht ruhen. Ich ſetzte mich an das Fenſter und bemerkte einige Arbeiter, die auf dem großen Platze vor meinen Fenſtern ein Gerüſt aufſchlugen. Es hatte einen ſehr traurigen Zweck, denn 4 Anhänger des Don Elias, die ſich am Aufſtande betheiligten und in der Schlacht gefangen wurden, ſollten den kommenden Tag hier den fürchterlichen Tod der „Garotta" ſterben. Die Garotta iſt ein in Südamerika zu Hinrichtungen gebräuchliches Halseiſen mit ſpitzigen Haken verſehen, die das Opfer in fürchterlicher Art zu Tode würgen. Ein ſchauerliches Mordinſtrument, noch aus den Zeiten der Inquiſition, die auch hier viele Opfer forderte. Ich wollte um keinen Preis dieſem entſetzlichen Schauſpiele beiwohnen und folgte der Einladung des Hrn. Clay, ihn nach einem nahe gelegenen Seebade zu begleiten, wo die Nobleſſe Lima's den Sommer verlebte.

Ein tiefblauer Himmel überwölkte die üppigen Oliven- und Orangenwälder, die wir durchritten, rieſige Cactusgattungen mit den prachtvollſten Blüthen, Kokos-

und Palmenbäume überſchatteten unſern Weg, führten uns durch wild wachſende Kräuter von Rosmarin, Lavendel, Jasmin, die die Luft mit ihren Düften erfriſchten, in ein von Hirten bewohntes peruaniſches Dorf, deſſen Einwohner halb wild in Felle gekleidet, mit aufrecht gehaltenem Stabe, wie die Steinbilder, uns entgegenkamen.

Das Dorf, wild romantiſch gelegen, feſſelte unſere Aufmerkſamkeit in einem ſolchen Grade, daß wir Halt machten. Die Hütten, aus Bambus geflochten, ſind von wilden Blumen von ganz eigenthümlich wunderbarer Schönheit umrankt, und deren Bewohner führen darin ein wahres Schlaraffenleben. Die Sonne des Südens hat ihre Hautfarbe gedunkelt, und das feurige Temperament ſtrahlt voll Gluth aus den glänzenden Augen. Sie ſind im Ganzen gutmüthig, träge, abergläubiſch, oft von heftiger Eifer- und Rachſucht und ſtehen auf der unterſten Stufe der Kultur.

Sehr eigenthümlich ſind ihre pantomimiſchen Geſten, mit denen ſie ſich in ſehr weiter Entfernung einander verſtändlich machen, ſo daß es faſt den Anſchein eines magiſchen Einverſtändniſſes hat. Kaum bemerkt, wurden wir von Weibern, Kindern und Mädchen umringt, die uns erſt neugierig angafften, dann in phantaſtiſchen Sprüngen, begleitet von einer Art Tambourine einen Tanz produzirten. In originellen, phantaſtiſcher Leichtigkeit gekleidet, ſind dieſe halbwilden Schönen ſolche intereſſant reizende Erſcheinungen, daß ſie faſt an die

Sage von der bezaubernden Anziehungskraft der Syrenen erinnern. Nachdem wir ihnen mehrere Kleinigkeiten geſchenkt, brachten ſie uns Blumen und Früchte, und erſt, als die Nacht ihren dunklen Schleier zur Erde ſenkte, verließen wir weiter reitend dieſes Utopien.

Lima, 1. März 1854.

Fürwahr es wäre ein Hochgenuß, wenn ich auf allen meinen Wanderungen die liebe Heimath mit mir nehmen könnte, nicht immer in ängſtlicher Bangigkeit dorthin zurückblicken müßte, und ſo von dieſer peinlichen Sorge frei wäre. Der Anblick der gewaltigen Natur, die Meere, Berge, Blumen und Wälder könnten mich noch mehr entzücken, würde das alte dürre Weib Heimweh mir nicht auf allen meinen Wegen nachſchleichen, das traurige Lied in die Ohren ſummen und ſo manche Stunde trüben, mir manche Freude ſchmälern.

Die acht Tage, die ich in Copiapo, einem Seebade 6 Stunden von Lima, verlebte, gehören zu den angenehmſten meines Lebens. Hart am Meere, zwiſchen reizenden Bergen, erfriſcht von einem herrlichen Klima, liegt Copiapo. Der Himmel iſt immer wolkenlos und blau, die Gluth der Sonne wird von den Seewinden gekühlt, und die weißen niedlichen Häuschen, mit Reben, Jasminen und Roſenlauben umpflanzt, gleichen den Gärten der Semiramis. Dazwiſchen prangen die Prachtblu-

men der ſüdlichen Zone, das dunkle Grün der Feigen-, Citronen- und Orangenbäume. Durch die grünen Zweige blickt oft eine ſchneeweiße Hand, ein feuriges Augenpaar, oder eine ſanft geröthete Wange hervor, und in dieſen duftenden Gärten bringen die Sennora's plaudernd, ſingend, Guitarreſpielend oder neugierig auf die Straße lauſchend, den größten Theil des Tages zu, um von den Mühen des Nichtsthuns und der Sorgloſigkeit auszuruhen.

Auf ſchattigen, ringsum vom Meer umgebenen Inſelgruppen, findet man außer den Bädern, die auf Schiffen erbaut ſind, viele Buden, wo Sorbette und köſtliche Erfriſchungen gereicht werden. Des Abends beginnt hier luſtiges Leben, Muſik ertönt, Raketen ſteigen und bunte Lampen beleuchten das originelle Treiben. Hier predigt ein Mönch vor einer andächtigen Verſammlung, dort zieht ein ſingender Troubadour vorüber. Hier machen ſchwarze Jongleurs ihre Künſte, und die Einwohner lachen trotz eines Wieners über die Späße des Bajazo's, oder buntbewimmelte Gondeln befahren unter Sang und Caſtagnettenklang das ruhige Meer.

Ich habe hier zwei Concerte gegeben und war ſehr zufrieden. Das Billet koſtete 20 fl. C. M., doch konnte der Saal nur 50 Perſonen faſſen, und da die Galanterie hier zu Hauſe iſt, ſo ſpielte ich nur vor Damen, die mir entzückt ihre Blumen zuwarfen. Mit dem Arrangement hatte ich noch nirgends ſo viel Mühe, und oft

regt ſich mein Gewiſſen, die vielen Herren und Damen, mit deren Accompagnement in Europa ich unzufrieden war und zankte, recht herzlich um Vergebung zu bitten, denn ich wäre gewiß zufriedener und dankbarer geweſen, wäre ich früher drei Jahre in Amerika gereiſt.

Im erſten Concert mußte ich ganz ohne Begleitung ſpielen, denn der Pianiſt, ein Sohn des hieſigen Muſikalienhändlers, begleitete mich ſo niederträchtig, daß ich alle meine guten Geiſter wach rufen mußte, um dieſem blonden Jüngling nicht augenblicklich den Hals zu brechen. — Die Sängerin, eine Schülerin des Capellmeiſters, die im zweiten Concert mitwirken ſollte, wurde, als ich ſie hinausführte, von einer ſolchen Todesangſt überfallen, daß ſie Krämpfe bekam und ohnmächtig in meine Arme fiel. Nicht genug, keine Sängerin zu haben, hatte ich noch meine Noth, die nervenſchwache Dame ins Leben zurückzurufen, und da in der Schnelligkeit kein Arzt zu finden war, ſo mußte ich auch noch die Stelle eines ſolchen vertreten und die blaſſe Donna ſo lange mit Eſſig und Waſſer beſpritzen, bis (um mich poetiſch auszudrücken) ein zartes Roth ihre holden Wangen wieder färbte. Als die Dame aus ihrem Fieberſchlummer geneſen, erwachte auch wieder die liebe Eitelkeit, und trotzdem ihr von allen Seiten gerathen wurde, das Singen für diesmal zu unterlaſſen, quälte ſie mich doch ſo lange, bis ich ihren Bitten nachgab, und ſie abermals hinaus vors Publikum führte. Sie ſang — wenn man

das überhaupt ſingen nennen kann, eine Arie aus „Lucia,“ aber ſelbſt für den Componiſten wäre es eine Aufgabe geweſen, das Kind ſeiner Muſe wieder zu erkennen, und ein abermaliges Inohnmachtfallen wäre dieſer Dame gewiß ehrenvoller als ihr Singen geweſen.

In dieſem Concerte ſpielt ich ohne Begleitung die Lieder „Andacht,“ „Märchen,“ „Liebes- und Frühlingslied,“ das „Bolero“ und die „Jagd.“

Wenn man den peruaniſchen Damen außer ihrer Schönheit ſonſt nicht viel rühmliche Eigenſchaften nachſagen kann, ſo muß man ihre muſikaliſchen Anlagen bewundern, denn eine enthuſiaſtiſche Vorliebe, ein gutes Gehör und ſeiner Geſchmack für Muſik iſt dieſen Damen in nicht gewöhnlichem Grade eigen. Es wird viel geſungen und ich habe ſchon einige ſehr gute Clavierſpielerinnen gehört.

Wenn ich von der Harmonie der Töne zur Disharmonie im ehelichen Leben übergehe, ſo geſchieht dies einer tragiſchen Geſchichte wegen, die ſich während meines Aufenthaltes hier zutrug und die Stadt in eine ſeltene Aufregung verſetzte.

Don Joſé Alvarez, Staatsſekretair im Gouvernement, heirathete vor einem Jahr die Tochter des oberſten Kriegsraths Don Criſto's. Die Ehe war eine überaus glückliche, und Alvarez, den ſeine ſchöne Gattin anbetete, ſchenkte ihr das hier ſeltene Vertrauen, der kranken Mutter nach Copiapo folgen zu dürfen, um dort

den Sommer zu verleben — jedoch, bald ſetzten ſich die Läſterungen der klatſchſüchtigen Sennora's in Bewegung und das Geflüſter von geheimen Bekanntſchaften, verbotenen Zuſammenkünften der Donna Alvarez in Copiapo wurde immer lauter und drang endlich zu den Ohren des Sorgloſen auf die Treue ſeiner Gattin feſtbauenden Don Alvarez. — Mehr bedarf es hier nicht, um das Vertrauen wankend zu machen, die Eiferſucht zu entflammen und alle Liebe im Herzen in Haß, Rache und Verzweiflung zu verwandeln. Don Alvarez, von allen böſen Geiſtern aufgeſtachelt, beſchloß die Ungetreue zu überraſchen, reiſte nach Copiapo und fand — was er immer gewünſcht — in einer Gartenlaube, an der Seite eines ihm fremden Mannes — ſeine Gattin. Von der Verzweiflung, die dieſer Anblick in ihm wachgerufen, zeigte ſeine That, denn kaum bemerkte er die Entfernung des Fremden, ſo ſtürzte er wie ein Tiger auf ſeine Gattin, bohrt ihr den Dolch ins Herz, welches nur für ihn ſchlug — dann zog er einen zweiten und ſtieß ſich ſelbſt nieder.

Kaum war dieſe grauſe That vollbracht, enthüllte ſich das fürchterliche Mißverſtändniß. Der Fremde, den Alvarez für ſeinen Nebenbuhler gehalten, war der Bruder ſeiner Gattin, der den Tag vorher aus Braſilien, wo er in Kriegsdienſten geſtanden, heimgekehrt, um ſeine Familie zu überraſchen, die er zwölf Jahre nicht geſehen. — In den letzten Athemzügen erfuhr Don Alvarez dieſe ſchauerliche Enthüllung, und bald erlöſte ihn der

Tod von den Qualen der Reue und der Verzweiflung. Ein langer Leichenzug begegnete mir, als ich vorgestern nach Lima zurückkehrte, der die unglückliche Dame zu Grabe trug. Die Leiche des Don Alvarez wurde der eines Mörders gleich, öffentlich verbrannt. Ein Wort der Aufklärung, ein besonnener Augenblick hätte beide sicher gerettet, so aber siegte die blinde Eifer- und Rachsucht; die unglücklichen Eltern weinen um ihre Kinder. Die ersten Familien der Stadt sind Verwandte oder Bekannte der Unglücklichen und die hier herrschende melancholische Stimmung veranlaßte mich, mein nächstes Concert um einige Tage zu verschieben.

Die Revolution ist ganz zu Ende. Ein Mann, den man gefangen eingebracht und für Don Elias gehalten, hat sich als nicht echt erwiesen. Die frappante Aehnlichkeit mit dem General wäre dem guten Manne bald theuer zu stehen gekommen, denn es fehlte gar nicht viel, so hätte ihm die Garetta einen fatalen Streich gespielt, ihn statt Elias umhalst, und der gute Mann wüßte gar nicht, wie er zu dieser Ehre gekommen. Doch der Gefangene schien nicht blos ein armer Teufel, sondern war es auch mit Leib und Seele, und diese glückliche Eigenschaft rettete ihn vom Tode. Jetzt will diese merkwürdige Person bei dem Geschäftchen noch etwas profitiren, läßt sich in einer eigens erbauten Hütte für Geld bewundern und der schwarze Bajazzo lockt durch seine Rufe: „Hier ist für 30 Centimes der falsche Elias zu

ſehen!“ ſo viel Neugierige an, daß der Pſeudo-Elias für ſeine ausgeſtandene Todesangſt ein hübſches Geld einſteckt und ſeine Aehnlichkeit mit dem „wilden General“ iſt für den Jungen jetzt gar nicht mehr ſo übel.

Am 26. wurde in der großen Kathedrale die glückliche Beendigung der Revolution gefeiert. Unter der Leitung des Capellmeiſters wurde von den Opernmitgliedern Haydn's große Meſſe in B aufgeführt und eine geiſtliche Deputation lud mich ein, die erſte Violine zu ſpielen. Die Kirche glänzte von Silber und Gold, denn die hieſigen Reichen häufen hier große Schätze an. Die Aufführung war bis auf die Tenor-Soli's ziemlich gut. Nach der Feierlichkeit ließ mich der Erzbiſchof zu Tiſche laden — eine Ehre, die nur ſelten Jemand zu Theil wird und um die ich von allen Seiten beneidet wurde.

Eine gewiſſe Befangenheit bemächtigte ſich meiner, als ich durch die weiten Gänge des Kloſters ſchritt. Die Vorſäle, mit kleinen Kapellen und vielen Heiligenbildern geſchmückt, vor denen viele Mönche knieend beteten, ſind von eigenthümlicher Bauart. Das Licht findet durch die mit eiſernen Stäben vergitterten lückenartigen Fenſter nur ſchwachen Eingang, und die dort herrſchende Dunkelheit machte einen düſtern Eindruck auf mich. Doch bald befand ich mich in einem prachtvoll mit den ſchönſten Bildern und Kunſtwerken geſchmückten Gemach, von wo aus ich in den Empfangsſaal geführt wurde. Der Erzbiſchof, ein Greis mit Silberhaaren und höchſt

einnehmenden Geſichtszügen, empfing mich mit den Worten: „Sie haben mir durch Ihr herrliches Spiel viel Vergnügen gemacht! ich hätte nie geglaubt, daß eine Violine ſo ſchön ſingen kann.“ Hierauf erkundigte er ſich nach meiner Heimath, beneidete mich um meine Reiſen, von denen ich ihm viel erzählen mußte, und war ſehr freundlich und liebenswürdig.

Die Tafel ſtrotzte von Gold- und Silbergefäßen, und ich, der aus dem Goldlande komme, wurde überraſcht von dem Reichthum und der Pracht der ſchönen Bilder, Statuen und geſtickten Teppiche, die jeden europäiſchen Palaſt zieren würden, und hier um ſo weniger zu erwarten waren, da das äußere Anſehen des Kloſters höchſt düſter und armſelig ausſieht. Bei Tiſche ging es ſehr munter und luſtig zu. Es waren nur Geiſtliche geladen, beſonders war es der erſte Kanzelredner, eine Art Abraham a Sancta Clara, der durch ſeinen ſprudelnden Witz und originellen Humor Alles erheiterte. Nach der Tafel mußte ich nach meiner Violine ſchicken, und einige Piecen ſpielen. Das „Wiegenlied“ gefiel ſo, daß ich es dreimal wiederholen mußte. — Beim Abſchiednehmen mußte ich verſprechen, vor meiner Abreiſe noch einmal zu kommen, und den Tag darauf erhielt ich ein ſehr liebenswürdiges Schreiben und einen werthvollen ſilbernen Becher.

Die Hayez iſt nach Valparaiſo gegangen, kehrt aber hieher zurück, geht dann wieder nach San Francisco und von dort nach Auſtralien. Es iſt enorm, was ſie

überall für Geld macht, eine Million Thaler beſitzt ſie wenigſtens ſchon. Wenn ich ſchon ſo viel hätte, dann wüßte ich, daß mein erſter Weg von hier übers Gebirg zum Atlantic ginge, wo Schiffe in 25 Tagen nach Europa gehen. — Der Genuß, die Heimath wieder zu ſehen, iſt kein leerer Wahn, und das biedere ehrliche Europa iſt doch ſo übel nicht.

Mein viertes Concert fand geſtern bei ganz vollem Hauſe ſtatt. Ich wurde wieder ſehr applaudirt, beſonders huldigten mir wieder die ſchönen Sennora's, die mir gewiß Diſteln ſtatt ſo ſchöner Blumen zuwerfen würden, wenn ſie wüßten, wie ſehr ich ihre Schattenſeite beleuchte, ihr Sündenregiſter bemerke, aufzeichne und nach Europa ſchicke. Aber ein zartes Herz kennt die Rache nicht, die Schönen beſuchen regelmäßig meine Concerte, und klatſchen mir mit ihren zarten Händen enthuſiaſtiſchen Beifall zu.

Außer einer violinſpielenden Perſönlichkeit finden vier andere ſehr eigenthümliche Artiſten großen Zuſpruch. Ihre Kunſt beſteht in den ungeheuerſten Grundſätzen von Menſchenliebe, und den frommen Wahlſpruch: „Du ſollſt alle Menſchen lieben, ſogar auch deine Feinde," befolgen ſie ſo ſehr, ja ſie dehnen ihn ſo weit aus, daß ſie ihre gefangenen Feinde aus purer Freundſchaft und Liebe gleich lebendig — freſſen. — Es ſind vier Botokuden, die von einem amerikaniſchen Kunſtmäcen für Kunſtreiſen engagirt, hierher gebracht und zur Schau geſtellt

werden. Sie wurden in braſilianiſchen Wäldern gefangen, wo ſie in ihren Schlupfwinkeln einen immerwährenden Vernichtungskrieg gegen den weißen Erbfeind führen, und die Grauſamkeit, mit der man ſie verfolgt, macht ſie nur noch mehr verwildern und tiefer ſinken. Es iſt ein hochgebauter Menſchenſchlag von olivenbrauner Hautfarbe, häßlichen Phyſiognomien, ſchwarzen, von Rache und Mordſucht blitzenden Augen. Sie vergiften ihre Pfeile, ſchleppen ihre Gefangenen in das Dickicht des Waldes und verzehren dort mit Heißhunger und Gefräßigkeit die unglücklichen Schlachtopfer.

Ich war ſehr neugierig, dieſe edlen Menſchenfreunde kennen zu lernen, und machte ihnen vor einigen Tagen meine Aufwartung. Ein in die Dekoration eines Urwaldes verwandelter Saal empfängt die Zuſchauer. Unter einem rieſigen Baumſtamme erblickte ich die vier wilden Geſtalten, die nur mangelhaft in Thierfelle gehüllt, Lippen und Ohren mit Holzpflöcken durchbohrt, um ein loderndes Feuer lagerten. Während einer von ihnen in häßlicher Weiſe lachend grinzte, mit der Zunge ſchnalzte und unartikulirte Töne wie ein Stier ausſtieß, kauerte der Andere, in ſich gekehrt, trotzig in einen Winkel und ſchleuderte auf die Zuſchauer Haß und Mordſucht flammende Blicke. Die andern zeigten ihre Magenvirtuoſität, indem ſie die abſcheulichſten Thiere, wie Eidechſen, Heuſchrecken, Schlangen, Ameiſen, ja ſogar gebrannte Lederſtücke mit einer Eßluſt verzehrten, als

ob es die leckerſten Biſſen, Auſtern oder andere Dilikateſſen, geweſen wären. Wohl möchten die guten Naturſöhne mit eben ſo viel Appetit ſich auch über uns gemacht, und mit uns, ihren Brüdern, ein ſo inniges Freundſchaftsband geſchloßen haben, daß wir mit ihnen ein Leib und eine Seele geworden wären. Der Gedanke, mich ſo lange mit Violinſpielen geplagt und genährt zu haben, um von dieſen Menſchenfreſſern einſt ſchmackhaft gefunden zu werden, machte mich ſo ſchaudern, daß ich entſetzt davon lief und erſt an der Thüre wieder Athem ſchöpfte. Auf der Straße angelangt, machte ich Halt, betaſtete ängſtlich meine Glieder und da mir kein theures fehlte, Alles in beſter Ordnung war, freute ich mich noch zu ſein im roſigen Lichte und nicht — im Magen eines Botukuden.

Lima, 15. September 1854.

Von allen Ländern, Städten und Völkern, die ich bis jetzt geſehen und kennen gelernt, hat noch keines meine Aufmerkſamkeit in einem ſo hohen Grade angeregt, als dieſes Peru. Es iſt ein ſehr eigenthümliches, höchſt merkwürdiges Land, und nichts, was ich bis jetzt, mit Ausnahme der Havannah und den Waſſerfällen des Niagara, geſehen, kann dem Intereſſe dieſes Landes angenähert, viel weniger verglichen werden. Hier begann für mich die eigentliche neue Welt, und jedes poetiſche

Gemüth wird hier für das Reizlose in den Vereinigten Staaten reichlich entschädigt.

Durch romantische Thäler, riesige Berge und durch das Laub der Palmenbäume säuselt hier geheimnißvoll die dunkle Geschichte der Vorzeit. Trümmer von grandiosen Palästen, Brücken und Tempeln, die 1525 bei dem Einzuge des grausamen Pizarro gestürzt und zerstört wurden, zeigen noch jetzt von verblichener Herrlichkeit. Auf Bergeshöhen, wie in wild schauerlichen Höhlen findet man noch jetzt Spuren von einst flammenden Altären, worauf, um zürnende Götter zu versöhnen, Menschenopfer geschlachtet wurden. Hier sah ich eine Grotte, wo nur Priester eintreten durften, jeder Andere fand sogleich den Tod, und auf einem Berge zwischen schattenkühlen Hainen zeigt man einen kleinen mit geheimnißvollen Bildern und Hieroglyphen bemalten Tempel, in welchem die letzten Sonnenpriester den Hungertod starben. Ueberall findet man sichtbare Erinnerungen einer frühern Zeit, die von der Vergangenheit mit untrüglicher Zunge sprechen, und

„Könnte die Geschichte davon schweigen,
Tausend Steine würden redend zeugen,
Die man aus dem Schooß der Erde gräbt."

Da, wo jetzt Lima auf begrabenen Mysterien erbaut ist, stand die Heiden-Hauptstadt mit den wunderbarsten Tempeln, glänzenden Palästen, und hatte über 12 Stunden im Umfange. Doch den glänzenden Königspalast,

den märchenhaften Sonnentempel, verzehrte das Feuer der Spanier. Die blühenden Städte sanken in Trümmer, die Opferflammen sind verlodert, die Haine götterleer, nur bemooste Ruinengemäuer zeugen von der entschwundenen Pracht dieser in Todesschlaf versunkenen Herrlichkeit. Der geheimnißvolle Schleier und der Zauberreiz der Poesie, mit dem dieses Alles umkleidet ist, regt unsere Phantasie noch mehr an.

Wie ganz anders ist es hier als in den profanen Parvenu-Städten der Vereinigten Staaten, wo man nichts zu bewundern hat als die Dampf- und Menschen-Maschinen, die aus der Erde wachsenden Mauern und die wilde Jagd nach Glück und Geld. Nur dem Flachen, dem Materiellen wird dort gehuldigt. Die Kunst, die Poesie verwelkt und eine gut konstruirte Drehorgel findet mehr Bewunderung als eine Symphonie von Beethoven. Hier aber wissen die Menschen die Freuden des Lebens zu genießen, sind bessern Herzens und Geistes und nicht solche lebendige Rechenmaschinen des Eigennutzes.

Das sorglose, genußsüchtige Temperament dieses Völkchens erkennt man am besten, wenn man das Theater besucht, welches ihre größte Leidenschaft und immer sehr voll ist. Für schauspielende Personen sind hier die Weltbedeutenden Bretter ein sehr schlüpfriges, oft gefährliches Feld. Es gehört zur Cavalier-Noblesse, oft zur Leidenschaft der jungen reichen Dandy's, junge Schau-

ſpielerinnen unter ihren ſchützenden Schild zu nehmen, ſelbe mit allem Möglichen zu verſorgen, und ſie bieten ihren ganzen Stolz, oft große Summen auf, die unter ihrer Aegide Stehenden in die Gunſt des Publikums zu ſetzen, die in Ungnade Gefallenen zu verfolgen, überhaupt ihren beſondern Einfluß beim Theater zu zeigen.

Im Ganzen haben dieſe Theater-Amourſchaften nur den leichtfertigſten Charakter und dienen den Cavaliero's nur ſo zum Zeitvertreib, wie in Europa die Pferdeliebhaberei und die Jagden, denn Jeder würde es unter ſeiner Würde halten, an ein ernſtes Verhältniß zu denken, oder dieſer leichtfertigen Schönen wegen auch nur ein Tröpfchen ſeines theuren Blutes zu vergießen. Ein echter Cavaliero iſt immer nur hinter den Couliſſen zu finden, wo ſich die verſchiedenen Parteihäupter verſammeln, auf die Erfolge ihrer Schützlinge große Summen wetten und die errungenen Siege durch Schmaußgelage und Champagnertrinken feiern. Im Publikum hat jedes Parteihaupt gewöhnlich eine Armee von 50 bis 60 handfeſter Claqueurs, die mit Hand und Mund für ihre Chefs kämpfen und den Triumpf oder den Fall eines Schauſpielers beſchließen. Das Haus iſt bei ſolchen Kämpfen zum Erdrücken voll; das Publikum erklärt ſich nach Belieben für dieſe oder jene Partei, und wenn außer dem Schauſpiele auf der Bühne nicht noch das Publikum eines zum Beſten giebt, ſo iſt das kein intereſſanter Theater-Abend.

Vor einigen Tagen wohnte ich einer ſolchen Vorſtellung bei, die ihr eigenthümliches Intereſſe folgender Geſchichte verdankt. Sennora Laurino ſpielte ſo lange eine unbedeutende Rolle, bis ſie durch die Macht und das Anſehen ihres Freundes in den Vordergrund und in die Gunſt des Publikums geſetzt wurde. Man ſpricht von großen Summen, die ihr Protektor, ein Cavalier erſten Ranges, aufgeboten, und wie er oft das ganze Haus auskaufte, um das Reuſſiren ſeiner Donna durchzuſetzen. Doch war die Schöne keine Freundin der Beſtändigkeit, und bald machte ſie ihrem Amante die 10,000 Lire verlieren, die er auf ihre Treue und Anhänglichkeit gewettet. Der Gewinner, der die Leichtfertige durch koſtbare Geſchenke an ſich gelockt, triumphirte über ſeinen aus dem Sattel gehobenen Freund, jener aber ſann auf Rache. In den Zeitungen begann er bereits ſeinen Vernichtungskrieg gegen die Treuloſe, und bei der ſtattfindenden Benefizvorſtellung der Verhaßten beſchloß er den Hauptſtreich zu führen. Es wurde „das öffentliche Geheimniß“ von Calderon gegeben, und nur mit Mühe konnte ich einen Platz erhalten, denn das Theater war ſchon einige Stunden früher von den Truppen der Parteigänger gefüllt, die, ſich in Pfeifen, Klatſchen und Ziſchen übend, ungeduldig den Ausbruch des Kampfes erwarteten. Jetzt erhob ſich der Vorhang und die Laurino, ein in der That reizend ſchönes Mädchen, erſchien unter ungeheurem Beifallsjubel, der gar nicht enden

wollte und jedes von ihr geſprochene Wort übertönte. Vergebens wurde von ihren Freunden Ruhe gefordert, ſo oft aber die Sennora ſprechen wollte, brach das Gejohle der feindlichen Partei von Neuem los, und brachte die Gegenpartei in rathloſe Verwirrung. Dieſe Kriegsliſt machte die arme Schauſpielerin ſo verwirrt, daß ſie im zweiten Akte, wo Alles ruhig blieb, vor Angſt an allen Gliedern zitternd, von ihrem Gedächtniß im Stiche gelaſſen, die unzuſammenhängendſten Reden führte.

Jetzt begann der eigentliche Kampf. Jede Bewegung, jedes Wort der Armen wurde nachgeäfft, verhöhnt und ausgeziſcht. Vergebens ſuchten ihre Anhänger den Feind zu bändigen, der, immer ſiegreicher, jeden Widerſtand unmöglich machte. Ein Regen fauler Citronen und Orangen flog der armen Schauſpielerin ſtatt der gehofften Blumen zu, die ſich ganz verzweifelt geberdend, die Bühne nicht verlaſſen wollte und beharrlich noch immer auf Sieg hoffte. Da tönte plötzlich aus einer Loge die Löwenſtimme des feindlichen Generals, der mit triumphirenden Blicken ihr die boshaften Worte zurief: „Nicht wahr, Sennora Lauvino, ich halte mein Verſprechen beſſer als Sie? denn mit Ihrer Herrlichkeit hat es jetzt ein Ende.“ Das war zu viel; nachdem ſie ihrem Demüthiger einige von Zorn flammende Blicke zugeworfen, brach ihr ſtolzes Herz, und unter dem Hohngelächter ihrer Feinde wurde die Arme ohnmächtig von der Bühne getragen. Das Schauſpiel, welches das Publikum auf-

führte, war jetzt zu Ende und jenes auf der Bühne begann. Eine neue Herrin und Nebenbuhlerin der Vertriebenen betrat jetzt die Bretter, und spielte unter ungeheurem Jubel die Vorstellung zu Ende. Ob der Fall der Einen, ob der Sieg der Andern in künstlerischer Beziehung ein verdienter war, darüber kann ich, der die Eine gar nicht, die Andere nur halb verstanden, nicht urtheilen. Sennora Laurino aber verließ für immer das Theater, und man spricht, daß sie in einem der 57 Nonnenklöster Lima's reumüthig Schutz und Trost sucht.

Das Klosterleben spielt hier eine sehr große Rolle, und viele fromme Sennoras ziehen sich, kaum 14 Jahre alt, in die Einsamkeit zurück, wo sie in stiller Abgeschiedenheit der Andacht leben, und der fromme Glaube erwartet von ihrer Buße die Fernhaltung der so gefürchteten Erdbeben und Krankheiten. Sie beschäftigen sich nur mit Fasten und Beten, unterwerfen sich dem Gelübde der Armuth, des unbedingten Gehorsams gegen ihre Obern und der härtesten Büßungen, wenn sie auch nur ein Gedanke an die Welt überrascht, welche sie für immer verlassen haben. Sie kleiden sich schwarz, tragen eine Maske, so daß man ihr Gesicht nie sehen kann. Dann giebt es noch Barfüßer-Nonnen, die durch die schärfsten Regeln des Fastens, Schweigens, der Selbstpeinigung, kurz aller Entbehrungen sich von den Uebrigen unterscheiden. Sie leben in entlegenen Wäldern und

Gebirgen als Eremiten in höchſt dürftigen Einſiedeleien, kleiden ſich in weiße Mäntel und braune Unterkleider, und der Gebrauch des Scapuliers iſt ihnen vorzüglich eigen. Dieſes iſt von grauer Wolle und hängt ihnen über Bruſt und Rücken herab.

Meine Koncerte habe ich bereits beendigt, die zwei letzten gab ich im Arſenalſaal, den mir der Präſident angeboten. Sie fielen ſehr glänzend aus, beſonders das letzte, welches zum Beſten des Hoſpitals und der verwundeten Krieger eine große Einnahme erzielte. Das Programm war folgendes; 1) Ouverture; 2) Phantaſie über Lucretia Borgia, komponirt und geſpielt von M. Hauſer; 3) Arie aus „Figaro" von Mozart, geſungen von M. Devorier; 4) Zweiter Akt aus dem Drama „Leben ein Traum," von Calderon, aufgeführt von den Schauſpielern des Theaters; 5) Adagio religioſo von Ole Bull, geſpielt von M. Hauſer; 6) Arie aus „Cenerentola" von Roſſini, geſungen von M. Charton; 7) Arie aus „Robert" von Meyerbeer, geſungen von M. Devorier; 8) „Vöglein im Baume" von M. Hauſer. Ich mußte alle Piecen da capo ſpielen und zum Schluſſe noch Mes adieux à Varsovie und den Karneval.

Ich habe hier ſehr viele Geſchenke bekommen, worunter eine ſchöne mit Juwelen beſetzte Uhr vom Präſidenten, von Mr. Clay eine Brillantnadel, den Byron und Shakeſpeare in prachtvollem Einbande von der liebenswürdigen Lady, nebſt einem wunderſchön gearbeiteten ſil-

bernen Tintenzeug ſammt goldener Feder. Nie werde ich dieſe Theilnahme vergeſſen, die mir dieſe hochherzigen Freunde erwieſen, und es iſt mir ſehr ſchwer gefallen, von ihnen Abſchied zu nehmen. Die Zeitungen fordern mich alle zum Wiederkommen auf, und bringen das Dankſchreiben des Gouvernements für die den Wohlthätigkeits-Anſtalten zugefloſſene Summe des letzten Koncerts. Es lautet:

„Sennor Misko Hauſer hat nicht allein die hieſige Bevölkerung durch ſeine Kunſt unterhalten, ſondern er hat als edler Menſch und echter Künſtler den hieſigen Kranken und den verwundeten Kriegern, die den Staat gerettet, die bedeutende Summe von 8000 Piaſtern (circa 16,000 fl. C. M.) geſpendet. Das Gouvernement dieſes Landes ſieht ſich verpflichtet, dem herrlichen Talente des Sennor Hauſer die hohe Achtung, und ſeinem guten Herzen den wärmſten Dank darzubringen. Zugleich fordern wir alle Behörden des Landes auf, den Sennor Misko Hauſer überall mit der größten Achtung zu behandeln und ihm allen Schutz und Beiſtand zu verſchaffen. Gegeben im Gouvernement zu Lima am 24. März 1854. Don José Equinak, Miniſter.“

Morgen gehe ich nach Valparaiſo und werde gleich nach meiner Ankunft ſchreiben.

Valparaiſo, 14. Mai 1854.

Wahrlich, die Kunſt hat wenig für dieſe intereſſante Stadt gethan, aber die Natur viel. Der prächtige Hafen, der beinahe 2000 Schiffe faſſen kann, bildet den Mittelpunkt des ſüdamerikaniſchen Handels; Revolutionen und Hungersnoth, die 1820 hier herrſchte, untergruben ihn zwar, jetzt aber blüht er wieder mächtig auf, und macht Valparaiſo zu einer volkreichen Stadt. Wenn auch die Gebirge, die es umgeben, einen kahlen, wenig einladenden Charakter tragen, ſo macht doch die milde Seeluft, die reizende Natur der Ebenen, der balſamiſche Hauch, der in Wieſen, Gärten und Auen duftet, einen lieblichen Eindruck.

Die Quais ſind mit hellſchimmernden Quintas bedeckt, deren glatte Dächer und eiſerne Geländer von blühenden Mandelbäumen und den blaßgrünen Zweigen der Oliven beſchattet ſind, und dem Wanderer bezaubernde Ruhepunkte bieten, die erquickende Seeluft einzuathmen, die in das Innere der Stadt nicht zu dringen vermag.

Das öffentliche Volksleben bietet hier die heiterſten Genrebilder. Alles geſchieht öffentlich, ſo daß die Straße das Haus der Bewohner zu ſein ſcheint. Das Geſchrei von tauſend feilbietenden und wunderverkündenden Charlatans oder von wüthenden Morra-Spielern (die ſich ihre Zahlen ins Ohr ſchreien) erfüllt die Luft. Dort ſitzt der Schuhmacher, da der Schneider in ſeiner Werkſtätte auf der Straße, da hobelt der Tiſchler, da häm-

mert der Schmidt oder Kesselflicker, als gelte es nur den Höllenlärm zu vermehren. Da in der Ecke sitzt ein Stegreifdichter in origineller Livrei und schreibt Liebesbriefe den harrenden Sennorita's. Dort an der Pfanne eines Garkochs steht eine Gruppe zerlumpter Soldaten und jeder verschlingt mit Heißhunger die leckern Bissen; daneben fleht ein barfüßiger Mönch in brauner, schmutziger Kutte für die im Fegfeuer brennenden Seelen. Um den Vorleser einer haarsträubenden Räubergeschichte sammelt sich dort eine Gruppe grotesker Gestalten, und vor jener Sorbeterie, unter deren weißen, zeltartigen Sonnendache, stehen die Kaufleute, Schiffskapitäne, Mäkler und Notare ihre Börse abhaltend. Braune Hirtenjungen der Araukas, mit dem Ziegenfelle auf den nackten Schultern, bringen jenen Männern des Soll und Habens, die sich fast heiser schreien vor Zanken und Disputiren, ein Ständchen auf dem quiquilirenden Dudelsack. Inzwischen lispelt uns ein wundersüßes Mädchen verführerisch ihr „Oh Sennor nao capadoces" (Oh Herr, kaufen Sie meine Süßigkeiten) in die Ohren, und dort im Hintergrunde kauert geisterartig eine Gruppe rothhäutiger Indianer, die verkümmerten Ueberbleibsel der einst zahlreichen Urstämme Südamerika's.

Auf dem Platze, auf welchem die Inquisition einst Juden und Ketzer verbrennen ließ, sammelt sich jetzt zu allen Tageszeiten die elegante Welt. Die Stutzer, den Mantel kühn um die Schulter geworfen, einen sehr brei-

ten Hut aus Palmblättern geflochten auf dem Kopfe, und große buntseidene Regenschirme gegen die Sonne über sich haltend, traben zu Fuß, zu Pferd oder auf Maulthieren neben ihren Donna's, die in wunderlich verzierten Volantes sich in weichen Polstern schaukeln, mit dem Schleier spielen, den sie sehr malerisch zu drappiren wissen. Auf einer Anhöhe von Orangen- und Citronenbäumen umgrünt, ist ein Pavillon erbaut. Dort ertönt Militärmusik, dort wird Eis genommen, geplaudert, gelacht nach Herzenslust, und um 8 Uhr ertönt ein brausendes Freudengeschrei, womit der erste Abendstern (Stern der Liebe) begrüßt wird.

Um 9 Uhr hält die Geistlichkeit eine Procession, an der sich alle Stände betheiligen, unter Absingung des Rosenkranzes, und zieht jeden Abend mit Wachskerzen und Fakeln aus einer der zahlreichen Kirchen durch die Hauptstraßen. Der murmelnde Gesang von Tausenden, aus der Ferne an gehört, tönt melodisch und wehmüthig.

Gegen Mitternacht erstirbt allmälig das Volksgewühl; nur noch hier und dort, von der Heiligenblende eines Madonnenbildes her, hört man sanften Frauengesang, oder eine einsame Mandoline begleitet die klagenden weichen Töne eines Liebesliedes durch die Stille der Nacht. Hinter dem Gitter eines Balkons lauscht dann wohl ein schöner Mädchenkopf und flüstert schmachtend: gute Nacht!

Ich habe bis jetzt sechs Konzerte gegeben. Das

Publikum entſchädigt mich reichlich für die Kälte und Theilnahmloſigkeit, mit der es mich empfing, und obwohl die alten Weiber, die hier ſo bigott und abergläubiſch wie nirgends ſind, die Leute vom Konzertgehen abzuhalten ſuchen, indem ſie überall ausſtreuen, meine Geige ſei vom Teufel verhext, bin ich doch ſo beliebt und begünſtigt, daß man ſogar in Merkurs heiligen Hallen, der Börſe und Comptoirs, neben den proſaiſchen Buenos-Aires-Häuten und Montevideo-Aktien auch noch über Violinſpielen verhandelt.

Am Tage des letztſtattgefundenen Konzerts zog ein Trupp dieſer alten Weiber, ſo abſchreckend häßlich wie Macbeths Hexen, durch die Straßen, eiferten ſehr gegen mich und riſſen alle Konzertzettel von den Straßenecken. Die Freigeſinnten waren empört über dieſe Gewaltthat, beſuchten ſehr zahlreich das Konzert, und da einige im Publikum gegen mich Oppoſition machten, ſo kam es zu heftigen Auftritten.

Dieſe Demonſtration, hervorgerufen von einer bigotten Partei, wurde vom Publikum mit Entrüſtung zurückgewieſen, und ich bin ſo beliebt, daß ich faſt täglich anderswo eingeladen und mit allen möglichen Aufmerkſamkeiten überhäuft werde.

Die Eingeborenen, beſonders die der höheren Stände, haben Sinn für Wiſſenſchaft und Künſte. Die Männer ſind faſt durchaus ſchöne, dunkelbraune Kraftgeſtalten mit großen ſchwarzen Augen, maleriſch leicht gekleidet,

und da viele von ihnen in London und Paris erzogen wurden, besitzen sie daher eine ausgezeichnete Bildung.

Die Frauen altern früh und werden dann abschreckend häßlich. Aber in ihrer Jugend sind sie ungemein liebliche Erscheinungen. Ihr interessant dunkler Teint und die blassen Wangen, vereinigt mit einem entzückenden Lächeln, geben ihnen das Schmachtende der südlichen Leidenschaft. Außerdem verlieh ihnen die Natur ein reiches glänzendes Haar, weiße Perlenzähne, frisch rothe Lippen, wunderbar kleine Hände und Füße und eine volle, schöne proportionirte Gestalt. Sie lieben phantastischen Putz, besonders viel Gold- und Juwelenschmuck, tragen gelbe, rothe oder blaue Seidenschuhe und, wenn sie in die Kirche gehen, ein nationelles Costume.

Außer den Eingeborenen findet man Indianer, Kreolen, Mulatten, Spanier, Neger und einige Franzosen. Außer der spanischen werden noch viele Indianersprachen gesprochen. Die eigentliche chilesische Sprache ist ungemein sanft, und im Komplimente erreicht kein Volk den orientalischen Schwung und Prunk chilesischer Höflichkeit. Der geringste Mautthiertreiber begrüßt oft mit „Ich sterbe vor Sehnsucht, Sie zu sehen“ seine Kameraden. Gemeine Schimpfworte kennt diese Sprache nicht.

Merkwürdig sind die Leichenbegängnisse junger Mädchen. Der Sarg, mit Rosen und Myrthen geschmückt, wird von Maulthieren, die mit schwarzem Tuch behangen sind, getragen, dann folgen die Angehörigen, bunt

und farbig wie bei Feſten gekleidet, denn die Trauer kennt man hier nicht, dann Straßenmuſikanten, Trommelſchläger, Pfeifer, die einen betäubenden Lärm machen, Chorknaben mit den Rauchfäſſern und brennenden Kerzen, dann viele Prieſter, unter Sonnenſchirmen gehend, mit großen brennenden Laternen; das Alles wallet ſeltſam und phantaſtiſch vorüber durch die ehrerbietig ſchweigende Menge. Alle entblößen das Haupt, verneigen ſich, Viele ſinken auf die Kniee, aber einen Augenblick ſpäter beginnt wieder der vorige heilloſe Spektakel und das Gewirr.

Die Spiel- und Duellſucht bilden die Nachtſeiten des geſelligen Lebens. Beſonders ſind es die Spanier, die dieſen Leidenſchaften über alle Maßen ergeben ſind. Ihr Charakter iſt im Ganzen nicht lobenswerth. Sie ſind ſtolz, abergläubiſch, prunkſüchtig, falſch und unwiſſend. Freilich giebt es auch Ausnahmen, aber die meiſten Abenteurer und Glückritter rekrutiren ſich aus dieſer Nation. Das Coſtume dieſer Salvator-Roſa-Figuren iſt ihrem Charakter angemeſſen: höchſt barock und auffallend, ihr Blick iſt unſicher umherſchweifend wie das böſe Gewiſſen, und wäre ihr Gang nicht ſo weibiſch und ſchleppend, der Fremde würde fürchten, das Meſſer ſchon zwiſchen den Rippen zu fühlen, wenn er an dieſen abenteuerlichen Geſtalten vorübergeht.

Im Saale des Hotels, welches ich bewohne, producirte ſich vor einigen Tagen ein Negerorcheſter. Die

ſchwarzen Muſikanten ſind, den Policinellos gleich, mit Federbüſchen, Schellen und Trodbeln behangen und die Stücke, die ſie ſpielen, ſind eben ſo barock und verblichen, wie ihr Coſtume. Neben einigen altmodiſchen Stükken, die ſich über den großen Ocean zu dieſen ſchwarzen Naturſöhnen verirrten, hörte ich einen Walzer von Strauß und phantaſtiſch originelle Negerlieder, die ſie mit verzerrten Geſtikulationen und Grinſen akkompagnirten. Der Kapellmeiſter, in der ehemaligen Generalsuniform eines jetzt vielleicht geſtürzten Diktators, deren es in Südamerika ſo viele giebt, ſchlug in wunderlicher Zeichenſprache den Takt. Jetzt ertönen nationelle Lieder, krampfhaft zieht ſich der Körper zuſammen, Hände und Füße ſetzen ſich wie Windmühlenflügel in Bewegung und ſein wilder Wirrwarr von Tönen, ohne Regel und leitenden Faden, durchdringt die Luft und wird für jedes muſikaliſche Ohr zur Höllenqual. Eben wollte ich dieſe barbariſchen Afrikaner verlaſſen, die ſich an Gott Orpheus ſo arg verſündigten, als mein Auge in ihrer Mitte einen Geiger bemerkte, deſſen Geſicht, obwohl eben ſo pechſchwarz wie das ſeiner Kollegen, doch einen intelligenten Typus trug. Neugierig beobachtete ich den Mohrengeiger, der ſich verlegen meinen Blicken zu verbergen ſuchte, aber je näher ich ihn beobachtete, deſto mehr intereſſirte er mich, und als ich ſein Geſicht ganz nahe beſah, fand ich in ihm einen alten Bekannten. Wirklich, ich täuſchte mich nicht, denn der ſchwarze Geiger war

kein Anderer, als der Sohn eines deutſchen Kommerzienraths aus Aachen, den ſeine Luſt nach Abenteuern hierher führte. Da ihn aber Fortuna nicht unter ihren ſchützenden Mantel nahm, ſo zwang ihn das boshafte Schickſal, bei Tag Mordgeſchichten-Bilder zu malen, des Nachts aber (o tückiſcher Verrath!) ſein ehrliches weißes Geſicht ſchwarz anzuſtreichen, um unter dieſer muſikaliſchen Negerkompagnie mitgeigen zu können.

Nachdem der Mohr ſeine Schuldigkeit gethan und ſich müde gefiedelt, folgte er mir auf mein Zimmer. Hier wurde vor Allem das Geſicht gewaſchen; der Turban, der das lichtblonde Haar ſo treu verborgen, abgelegt, das hellklingelnde Harlekincoſtume, das einen ſolid bürgerlichen Anzug unter ſich barg, in ein Tuch gebunden, dem vertrauten Trompeter zum Heimtragen übergeben. Nachdem der Pſeudo-Afrikaner ſeine Verlegenheit abgeſtreift, löſte eine Flaſche Champagner, die ich zu Ehren des deutſchen Landsmannes bringen ließ, ſeine Zunge. Voll köſtlicher Laune erzählte er mir ſeine Abenteuer. Obwohl abſolvirter deutſcher Rechtsgelehrter, wäre er in dieſem Lande trotz ſeiner wirklich ausgezeichneten Bildung faſt verhungert, hätte ihn das Bischen Violinſpiel, das er einſt zum Zeitvertreib gelernt, und der originelle Einfall, ſich in dieſe Teufelslivree zu ſtecken, nicht davor geſchützt, und ihm jetzt ein gutes Einkommen verſchafft.

Das Theater iſt hier viel ſchlechter als in Lima, und da die erwartete italieniſche Operngeſellſchaft, die

mich in einem Konzerte unterſtützen ſollte, nicht ankam, ſo hatte ich wieder eine ſchreckliche Mühe. Der ſchlaue Theaterimpreſario wußte ſich aber auch ohne die dem Publikum verſprochene Opernkompagnie zu helfen, und führte mit ſeiner Geſellſchaft dem Publikum von Valparaiſo zum erſten Mal den „Freiſchütz" vor. Armer Weber, ſo arg wurdeſt du noch nirgends mißhandelt! In Ermangelung eines Tenoriſten ſteckte ſich ein robuſtes Frauenzimmer in Jägerkleider und ſang? — den Max. Ich glaube, das allein genügt ſchon, um ſich einen Begriff von dieſer entſetzlichen Vorſtellung machen zu können; Agathe ſang gar nicht, und Aennchen, das liebliche Aennchen, war diesmal ſo unverſchämt, die herrlichen Lieder Webers, die ihm zu ſchwer waren, durch verſchiedene ihm bequem liegende Donizettiſche, Belliniſche und andere zu erſetzen. Einen wilderen Jäger als den hieſigen Kaſpar gab es wohl noch nirgends, denn er polterte und brüllte mit einer ſolchen Bravour, daß er dafür mit vollem Recht verdiente zum Schluſſe vom Teufel geholt zu werden. Orcheſter und Chöre, letztere aus Naturaliſten zuſammengeſetzt, trugen alles Mögliche zu dieſem heilloſen muſikaliſchen Chaos bei, und ich hätte mich köſtlich unterhalten und viel gelacht, wenn ich mich nicht ſo ſehr geärgert hätte.

Ein wehmüthiges Gefühl übermannte mich, als ich ſah, wie ein Komponiſt, möge er ein noch ſo großer Künſtler ſein, nicht wirken kann, wenn ſeine Werke ſol-

chen erbärmlichen Interpreten in die Hände fallen, wie ſo dem herrlichſten Werke die Flügel gelähmt, wie es mißhandelt und geſchändet in den Koth gezerrt wird. Aber ein ſolches muſikaliſches Aergerniß erlebt ein in dieſen Ländern reiſender Virtuos leider nur zu häufig, und oft muß ich mich noch glücklich ſchätzen, wenn ein ſolch liebliches Aennchen für ſchweres Geld ſich herbei läßt, mein Konzert durch ihren Geſang zu verherrlichen.

Viel willkommener als dieſer „Freiſchütz" war mir der Dampfer „Bolivar", denn er brachte mir lang erwartete Briefe von meinen Theuern, und wichtige europäiſche Neuigkeiten.

An den Kommandanten eines ſeit längerer Zeit im Hafen liegenden franzöſiſchen Kriegsdampfers brachte er eine officielle Depeſche, die den völligen Bruch ſeiner Regierung mit Rußland verkündete. Eine ruſſiſche Fregatte, die mit der franzöſiſchen ſchon ſeit längerer Zeit brouillirt war, machte ſich kampfbereit, und die kriegserklärenden Kanonenſchüſſe des franzöſiſchen Dampfers lockten Tauſende von Menſchen an den Hafen, die neugierig das Schauſpiel eines Kampfes erwarteten.

In einer Gin-Kneipe (Branntweinſchenke) erfolgte die erſte Schlacht zwiſchen Franzoſen und Ruſſen. Letztere zogen aber den Kürzern und die franzöſiſchen Matroſen ließen den Ohren der ruſſiſchen Schiffsjungen ſehr heftig ihren Patriotismus fühlen. Der ruſſiſche Commodore, nicht ſtark genug, einen Angriff aufzuneh-

men, ließ die Anker lichten und verließ mit rapider Schnelligkeit den Hafen. Wie ein Blitz ſo ſchnell jagte der franzöſiſche Kriegsdampfer hinter der Fregatte, die er am äußerſten Ende des Hafens erreichte. Geſpannt erwartete jetzt Alles einen Kampf. Aber der Wind begünſtigte die Fregatte, legte ſich mit voller Kraft in ihre Segel und trieb ſie hinaus ins weite Meer. Raſtlos folgte der franzöſiſche Dampfer, bald aber ſah man nur zwei ſchwarze Punkte, die ſich den Augen des Zuſchauers immer mehr entrückten, dann ganz verſchwanden.

In einigen Tagen gehe ich nach San Jago, kehre aber wieder hierher zurück, um die nächſten europäiſchen Nachrichten abzuwarten.

San Jago di Chile, 29. Juni 1854.

Gewaltſam mußte ich mich losreißen von den immer neu und neu ſich aufdrängenden lebhaften Bildern, die den Fremden in Valparaiſo förmlich überfluten, und ihm nicht Zeit laſſen, ſeine Aufmerkſamkeit auf Einzelnes zu richten. Keine grandioſen Bauwerke und Kunſtſchätze, keine Denkmäler der Kultur ſind es, die den ſtaunenden Wanderer feſſeln, aber die intereſſante Mannigfaltigkeit des Volkslebens bannt jede Langeweile und jeder Tag bringt Ueberraſchendes, Seltſames, noch nie Geſehenes.

Die vielen Freunde und Gönner, die ich mir er-

worden, gaben mir kurz vor meiner Abreiſe ein prächtiges Mahl. Bis ſpät in die Nacht kreiſte der Becher, Toaſte wurden ausgebracht und die liebevolle Theilnahme, die man mir überall erweiſt, giebt mir die innige Befriedigung, in der ganzen Welt, vom heimathlichen Donauſtrande angefangen, bis zu den fernen Küſten des ſtillen Ozeans, überall gute edle Freunde zu finden, die ſich liebreich meiner annehmen.

Von Valparaiſo nach San Jago führt eine Poſtſtraße, die einzige gut erhaltene im Laude, welche bis nach Buenos Ayres geht. Wie dem Fiſch der trockene Boden, ſo fremdartig iſt mir, der ich immer zu Waſſer ſchwimme, das Landreiſen geworden. Ich freute mich, der Seltenheit wegen, wieder einmal des guten ſoliden Bodens, als ich in die Poſtkutſche ſtieg, welche ſehr an die gute alte Zeit erinnerte, in der ich meinen erſten Kunſtausflug wagte, und als ich den rothbefrackten ſchwarzen Schwager mit der Peiſche knallen und in's Poſthorn ſchmettern hörte, freute ich mich gleich einem Kinde.

Viel Spaß machten mir zwei Paſſagiere, die ſich noch im Wagen befanden, und ſelten dürfte man in Europa auf ſo originelle Figuren ſtoßen, wie ſie das in Windeln der Civiliſation liegende Südamerika ſo reichlich beſitzt. Der Eine, ein Schauſpieler, ein leibhaftes Perpetuum mobile, blieb keinen Augenblick ruhig ſitzen, agirte immerwährend mit Händen und Füßen, und da

er in San Jago die Bretter der Welt betreten ſollte, ſo ſtudirte er während der Fahrt in hochtrabendem Pathos ſeine Heldenrolle. Ihm gegenüber ſaß eine hagere Geſtalt in einer etwas defekten militäriſchen Uniform, den Hals in eine hohe Cravatte geſchnürt, die ihn an jeder Kopfbewegung hinderte, ſteif, regungslos und ſprach kein Wort. Nur das einer Verwünſchung ähnliche Murmeln, welches von Zeit zu Zeit ſeinen Lippen entfuhr, und dem begeiſterten Talma, auf den er wüthende Blicke ſchoß, zu gelten ſchien, war das einzige Lebenszeichen, welches dieſe martialiſche Figur von ſich gab.

Unſere Wackelmühle, vor Altersſchwäche ächzend, keuchte mühſam bergauf und führte uns durch ein romantiſches Panorama, das ſeine höchſten Reize durch die poetiſche Mannigfaltigkeit der Kontraſte erhält. Es bedarf oft nur weniger Schritte, um aus einer wilden Felſenwüſte, oder von einer öden, vom Sonnenbrande verſengten Heidegegend, in eine paradieſiſche, in der üppigſten Vegetation prangende Gegend verſetzt zu werden. Hier dichte Olivenwälder und grüne Flächen von nie verſiegender Fruchtbarkeit, die ſich zu den Hochwäldern hinaufziehen; dort troſtloſe Einöden, ſchaurige Schluchten, die nur der Adler umkreiſt; bald darauf wieder entzückende Thäler, lachende Wieſen, und dort in weiter Ferne — das Auge erblickt nur ſchwankend die nebelhaften Umriſſe — erheben ſich gigantiſche Berge und Wälder, wo die wilden Gauchos und Pampas-Indianer

ein räuberiſches Jägerleben führen. Ein Schmerzensſchrei, den der Schauſpieler außer ſeinem gewöhnlichen: „Ihr Götter!“ ausrief, unterbrach meine romantiſchen Betrachtungen, und als ich erſchrocken aufblickte, fand ich die Hand des wunderlichen Fremden in ſehr heftiger Berührung mit der Kehle des Deklamators; mit fürchterlicher Stimme ſchrie er in ſpaniſcher Sprache: „Herr, ich bin der Major N., habe in vielen Schlachten gekämpft und unter Roſa gedient, aber ich will verdammt ſein, wenn ich Ihr verteufeltes Winſeln und Heulen länger dulden werde. Länger konnte ich vor Lachen nicht an mich halten und platzte heraus. Der Major warf ſich grimmig in ſeinen Winkel, blieb ſtumm und unbeweglich wie früher, und der Muſenſohn reſpektirte die heroiſch geſprochenen Worte des ſchrecklichen Patrons, ſparte fernerhin ſeine Kunſt für ein dankbareres Publikum, und gab ſie nicht mehr ſo uneigennützig aller Welt zum Beſten.

Im Wirthshaus zum „böſen Hahn,“ wo wir Nachts einkehrten, ſetzte ſich der Schauſpieler, der meinen Namen erfahren, zu mir, begann mit einem feierlichen Prolog meine Bekanntſchaft, die ihn, wie er mich verſicherte, überſchwenglich glücklich mache, und als ich ihm ſehr höflich eine Flaſche Wein bringen ließ, beſang er mich mit feuriger Begeiſterung.

Der andere wunderliche Gaſt machte gute Miene zum böſen Spiel. Als ich ihn zum Braten und Wein einlud, konnte er meinen Bitten und der magnetiſchen

Kraft des Weines nicht länger widerstehen, und setzte sich ganz friedlich neben seinen Todfeind, den Schauspieler. Letzterer, in dessen poetischem Herzen die Rache keinen Raum hatte, bot die Hand zur Versöhnung, und großherzig wie Brutus im „Cäsar" reichte er das Glas dem schroffen Cassius und sprach begeistert: „Trink, Bruder, trink, in diesem Becher Wein sei aller Groll begraben," und als dieser den Becher leerte und gerührt versicherte, daß er von Brutus' Liebe nie zu viel trinke, ward durch die wunderthätige Wirkung des Weines ein Freundschaftsbund gestiftet, so fest und unauflöslich, das Mars und Apollo mit schwerem Herzen von einander schieden, als wir gegen Mittag San Jago erreichten.

Eine Stunde früher erblickten wir die in der Sonne glänzenden Thürme und Kuppeln der Stadt, die, auf der Höhe des Gebirges gelegen, sich 3000 Fuß hoch über dem Meere erhebt. San Jago bietet ein mittelalterliches Bild. Die meisten, nicht neu gebauten, Häuser sehen gar nicht aus, als könnten sie eine bequeme Wohnung gewähren, viele haben nach der Straße keine Fenster, sondern lückenartige Oeffnungen mit in Blei gefaßten blinden Glastafeln, und die flach bedachten Häuser mit den überall angebrachten Balkons und Heiligenbildern, nehmen sich höchst baufällig aus.

Die schönste Straße ist die „Calza de Alesto," sie ist die einzige geräumige und fahrbare Straße, die das

Gassengewirre der Stadt in seiner ganzen Länge durchschneidet.

Hier fällt vor Allem die Mannigfaltigkeit der Häuser auf, denn oft lehnt sich an den prächtigsten Palast eine armselige Hütte. Erstere sind oft herrlich mit Säulen und Balkons geziert, welche, mit Blumen und Cascaden geschmückt, ganz einem außerhalb angebrachten Boudoir gleichen.

Hier erblickt man oft eine Mulattin von dunkelbrauner Farbe, deren Gesichtsbildung zwar mit den Schönheitsprinzipien nicht übereinstimmt, aber doch hinreißend und entzückend ist. Ihre Gestalt, zart und voll zugleich, ist von einem dünnen weißen Kleide leicht und malerisch umflossen, Arm und Nacken sind unbekleidet, mit Korallen, Perlen, Goldspangen umhangen, und in das üppige, rabenschwarze Haar sind bunt flatternde Bänder und Blumen geflochten. Die dunkeln Augen wetterleuchten und die sich öffnenden Karallenlippen zeigen blendende Elfenbeinzähne. In verführerischer Stellung, die Beine übereinandergeschlagen, die Füße nackt, und die dampfende Cigaretta im Munde, sind diese braunen Sirenen ein wahres Fegfeuer für Männer, und wären diese grellen Prachtblumen nicht so ganz ohne Duft, nicht so bar jeder Gesittung und Kultur, sie wären ihren weißen Schwestern gefährliche Rivalinen.

Von ungleich trefflicheren Eigenschaften sind die Creolinen spanischer Abkunft, welche, schöner als in

Spanien, beinahe ebenſo ſchön als in Lima, durch ihre ungezwungene Liebenswürdigkeit am meiſten dazu beitragen, San Jago zu einem ſehr angenehmen Aufenthaltsorte zu machen.

Es iſt wohl keinem Zweifel unterworfen, daß die Luft auf die Gemüthsſtimmung des Menſchen einen wichtigen Einfluß übt; ſo ſieht man auch in dem heitern, frei und hochgelegenen, San Jago Menſchen, welche ſich in ihrer Fröhlichkeit und Herzensgüte ſehr auffallend von allen ſpaniſchen Bewohnern Südamerika's unterſcheiden. Ein wahres Utopien glaubt der Fremde zu erreichen, denn die offenſte Gaſtfreundſchaft, die ſorgloſe Freude und der heitere Lebensgenuß kommen ihm überall entgegen. Jeder Tag gleicht einem Feſte. In allen Häuſern wird Muſik getrieben, überall getanzt.

„Immer iſt's Sonntag, es dreht immer der Spieß ſich am Herd."

Nicht koſtbare Aſſembleen ſind es, welche gegeben werden, ſondern kleine Vereine von Freunden, Bekannten und Verwandten, welche hier oder dort zuſammen kommen, Vereine bilden, immer den Ort der Verſammlung wechſeln, und Tag für Tag hier oder da einen Ball, ein Konzert geben, oder eine Spazierfahrt machen.

Die Bildung der Frauen iſt wohl nicht groß, denn außer ihrem Gebetbuche können ſie in der Regel nichts leſen, aber deſto mehr natürlichen Verſtand und Witz, deſto mehr muntere Laune beſitzen ſie, ſind geſchickte Lauten-

ſchlägerinnen, graziöſe Tänzerinnen und haben vortreffliche Stimmen.

Das Coſtume der niedern Stände iſt noch daſſelbe wie vor dreihundert Jahren, und für den Fremden giebt es nichts intereſſanteres, als dieſe eigenthümlichen Menſchen und Geſtalten bei einem Volksfeſte zu beobachten, die ihre Fröhlichkeit durch Jauchzen und Geſang zu erkennen geben. Die ſchneidenden Töne der Muſikanten und Pfeifer, die wilden Tänze der halbnackten Indianer, daß unaufhörliche Schnalzen und in die Hände Klatſchen macht ein ſolch verwirrendes Getöſe, daß man betäubt wird. Ein ganzes Stadtviertel iſt von Tänzern, Taſchenſpielern und Straßenmuſikanten bewohnt.

Die Spaziergänge ſind von blühenden Orangen-, Mandel- und Citronenbäumen beſchattet, mit Springbrunnen geziert, wo Eiswaſſer und Südfrüchte feilgeboten werden, wo viele Improviſatoren, Bänkelſänger, Hunde- und Affentanzmeiſter ihre Ernte halten.

Merkwürdig iſt die Brautſchau an einem Sonntage in einer eigens dazu beſtimmten, mit Blumen bepflanzten, Allee. Die heirathsfähigen Sennora's erſcheinen, von ihren Müttern oder Tanten begleitet, im nationalen Coſtume. Das lange, weite, ſich nur an der Taille eng anſchließende Kleid aus ſchwarzer Seide, mit ſehr langem Kragen, gleicht einem Domino. In den Haarflechten, die mit Blumen, Gold- und Juwelenſchmuck über-

laden, ist ein Schleier aus buntem Stoffe befestigt, der bis zu den Knien reicht, welchen sie so geschickt und kokett zu drapiren wissen, daß ihr ausdrucksvolles Gesicht, die schönen Augen, auch oft der stolze Nacken und die wunderbar kleinen Füße sichtbar bleiben. Die Brautbewerber bilden Reihen und suchen sich unter den durchwandelnden Seunorita's ihre Braut aus. Die, welche der heirathslustige Werber nach seinem Geschmacke findet, verfolgt er ehrerbietig, erkundigt sich bescheiden nach ihrer Familie, ihren näheren Verhältnissen, und streitet kein Hinderniß dagegen, so wird sie nach kurzer Werbung seine Frau.

Die Hochzeit dauert bei diesem lustigen Völkchen gewöhnlich eine Woche, oft noch länger, und nach derselben wird die Braut in einer zierlich geschmückten, mit Glöckchen behangenen Sänfte heimgeführt. Spielleute gehen fiedelnd und blasend voran. Der Notar in altmodischem Costüme, Fackelträger, Masken, Faschingsnarren, Hochzeitsgäste folgen der Tragbahre hinten nach, in das Haus des jungen Ehemannes, wo die Festlichkeiten aufs neue beginnen.

Merkwürdig bleibt es, daß es, trotz so kurzer auf dem Frauen-Bazar gemachten Bekanntschaft, verhältnißmäßig viel weniger unglückliche Ehen als in Lima giebt.

Das Versammlungshaus des Kongresses ist ein sehr imposantes Gebäude, und die große Kathedrale ist überaus reich und prächtig ausgestattet. Außerdem giebt es

eine Universität mit Bibliothek und kunstwissenschaftlicher Sammlung aller Gelehrten und Künstler der Erde, viele Kirchen und Klöster und auf dem großen Piazo di Carrote steht zwischen Bäumen und Springbrunnen die Bildsäule des Generals San Martin, der 1820 dem Lande die Unabhängigkeit erkämpfte, ferner eine Kaserne und das morsche, verödete Inquisitionsgebäude.

Die Familie Pantanelli, die mich sehr unterstützte, that alles Mögliche, mir den Aufenthalt angenehm zu machen, und im ersten Koncert, welches ich im Theater gab, waren von dieser Familie nicht weniger als 50 Sitze und 10 Logen genommen, die sie unter ihren Bekannten vertheilte. Auch habe ich einen geborenen Pesther, Don Pedro Herz, getroffen, einen sehr angesehenen Arzt, den ich oft besuche, und einen Mr. Prehnu, der hier französischer Konsul ist. Eine italienische Opernkompagnie giebt hier Gastrollen, und man drückt sich nicht zu stark aus, wenn man sagt, diese Leute stehen auf der höchsten Stufe moderner, italienischer Gesangskunst. Sie sind Meister im Agiren, Tremoliren und Distoniren. Grimassen und Gesichter schneiden sie mit furchtbarer dramatischer Wahrheit. Schauer- und Rache-Arien mit charakteristischem Zähneklappern, müssen nur von ihnen gehört werden und das Alles erschütternde „Trema Bisanzio“ bildet schon den Höhepunkt theatralischer Wirkung, denn mehr kann in dieser Art unmöglich geleistet werden.

Der Bassist, der mir im Koncert gesungen, sieht

auch außer der Bühne wie ein blutdürſtiger Tyrann aus; er trägt eine hellrothe Mütze, langes Haar und wilden Bartwuchs gleich Rinaldo, ſonſt aber iſt er ein ſehr guter Menſch und ſieht nur ſo fürchterlich aus, um damit Effekt zu machen.

Der Charakter des hieſigen Volkes iſt im Ganzen ein ſehr gutmüthiger und ehrlicher; es wird ſehr wenig geſtohlen und nur ſelten trifft man verſperrte Wohnungen.

Der Geſchmack an blendenden, ſchillernden Zierrathen iſt vorherrſchend. Alles iſt grell geputzt von der Architektur der Häuſer bis herab zu den mit Silberpapier beklebten Buden.

Die geringeren Stände ſind leicht bekleidet, tragen ein weißes Zipfeltuch und einen braunen Mantel. Letzterer ſpielt eine ſehr große Rolle, und jeder ehrenfeſte Bürgersmann wie auch der elegante Dandy, trägt hier durch alle Lebensſtürme ſeinen Mantel, den er ſelbſt in der größten Hitze nicht verläßt, und erſcheint er Abends bei guten Bekannten ohne Mantel, ſo hat er ihn wenigſtens zuſammengeſchlagen unter dem Arm und entſchuldigt ſich, daß er in ſo vertraulicher Kleidung zu kommen wage. Zum Eintritt in gute Häuſer, in den Kirchen und vor Gericht iſt der Mantel unumgänglich nothwendig und erſetzt jeden andern Putz. Von höchſten Herren bis herab zu den gefürchteten Banditen trägt Alles den Capa, bei letzteren aber wird er noch durch Dolche und Piſtolen obligat accompagnirt.

Am Bord des Dampfers Hilario, im September 1854.

Eine Stunde von San Jago, in einem lieblichen Thal, umgeben von reich bewachsenen Höhen, die voll Naturschönheiten zwischen Stadt und Ozean sich aufthürmen, liegt das Landhaus des Kapitän Taborah, eines sehr liebenswürdigen Creolen, dessen Bekanntschaft ich vor zwei Jahren in Havannah machte. Fünf Wochen ruhte ich in dieser idyllischen Gegend, unter einem wunderklaren Himmel, erquickt von einer heitern Bergluft, und erholte mich von den Mühen des Konzertgebens, das mir in letzter Zeit so arg verleidet wurde. Denn eine bigotte, von ihrem religiösen Eifer zu weit getriebene Partei eiferte unter dem Vorwande, daß ich durch mein Spiel das Volk vom Beten und Kirchgang abhalte, in einem solchen Grade und regte die abergläubischen Massen so sehr gegen mich auf, daß ich gezwungen war, meine Konzerte zu unterbrechen und mich in diese Einsamkeit zurückzuziehen. War auch diese Siesta keine ganz freiwillige und die Lorbeeren, auf denen ich ruhte, nicht ganz grün, so fühlte ich mich dennoch sehr glücklich bei diesen wackern Leuten, die mich mit splendider Gastlichkeit aufnahmen und alles Mögliche aufboten, mir den Aufenthalt lieb und angenehm zu machen. Ich hatte ein Piano auf meinem Zimmer, komponirte größere Sachen, worunter auch ein Rondo, übertrug einige chilesische Volkslieder, die mir sehr gut gefielen, kurz, arbeitete so nach Herzenslust wie schon lange nicht. Des Abends machte man Ausflüge in die Wälder, Berge, auf Jagden.

Von da aus ging ich nach Concepcion, Capio, Städte von 30 bis 50,000 Einwohnern, wo ich einige gute Konzerte machte, dann nach Valparaiso, um einen neuen Reiseplan festzusetzen. Da aber in den La-Plataſtaaten und Mexiko Unruhen ausgebrochen, und in Lima das gelbe Fieber ſeinen verderbenden Wohnſitz aufgeſchlagen hatte, ſo blieb mir, von allen Seiten eingeſchloſſen, nur die Wahl, entweder am 15. Auguſt nach Auſtralien oder nach Europa zu ſegeln.

Welche herzberauſchende Möglichkeit! Aber ſo warm auch mein Herz für Letzteres ſprach, konnte ich mich dennoch nicht entſchließen, dahin zurückzukehren, wo der wilde Kriegsſturm die letzten goldenen Früchte, die noch hie und da für Konzertgeber geblüht, gewiß vollends abgeſchüttelt hat. Um ſo lebhafter träumte ich von Auſtraliens goldenen Bergen, von den intereſſanten Beobachtungen, die dort in muſikaliſcher Hinſicht zwiſchen den Tonarten des kaliforniſchen und auſtraliſchen Goldklanges anzuſtellen wären, und da ein reiſender Konzertgeber vor Allem dem mächtigen Einfluſſe ſeiner Taſchen ergeben iſt, — die nebenbei geſagt, zu den theuern Paſſionen des Konzertgebens in Europa ſich nicht ſtark genug fühlten — ſo erklärte ich mich raſch für Auſtralien.

Der 15. Auguſt war der letzte Tag, den ich in Amerika verlebte. Wochen und Monate ſah ich gleichgültig vorübereilen, oft ſuchte ich ihren Lauf zu beflü-

geln; aber als die letzte Stunde herannahte, in der ich das Schiff beſtieg, wurde mir das Herz ſeltſam bewegt und der Abſchied ſchwer.

Bald verſchwanden Stadt und Hafen, und wie ein Pfeil ſo ſchnell fuhr unſer Schiff den Küſten der Pampas entlang, jenen baumloſen Steppen Südamerika's, die einem Meere gleichen, das man ohne Kompaß nicht bereiſen kann. Ein bleicher Nebel liegt über dieſen Wüſten ausgebreitet, bei deren Anblicke man einer düſteren Beklommenheit ſich nicht erwehren kann. Wilde Pferde jagen mit Blitzesſchnelle durch dieſe troſtloſe Einöden, und oft erblickten wir ganze Strecken dürren Graſes in hellen Flammen, die mit ſolcher Windeseile um ſich greifen und fortbrauſen, daß das ſchnellſte Roß nicht zu entfliehen vermag. Bald waren auch dieſe letzten Spuren Amerika's verſchwunden, es waren die letzten Erdtheile dieſes gigantiſchen Welttheiles, den ich wohl nie wieder betreten werde.

Ein echt tropiſcher Wolkenbruch, der ſeinen waſſerſchwangern Inhalt ununterbrochen ſechs Tage lang über uns ausſchüttete, bildete die Ouvertüre zu dieſer dreimonatlichen Waſſerfahrt, welche diesmal tragiſch genug war, um ſich meinem Gedächtniß unvergeßlich einzuprägen. Da ich an den Kapitän empfohlen war, mit dem ich auch die Reiſe nach Concepcion machte, ſo ſuchte ich es mir ſo bequem als möglich zu machen, hüllte mich in den Schlafrock und hoffte mit Hülfe meiner Violine,

jener treuen Begleiterin, die Langeweile einer monotonen Seefahrt fern zu halten.

Unter den Reiſenden befand ſich auch eine vornehme chineſiſche Familie, deren Häupter, ein noch ziemlich junges Ehepaar, ſich, wenn auch durch nichts Anderes, ſchon dadurch an der Menſchheit arg genug verſündigten, daß ſie zwei Sprößlinge in die Welt geſetzt haben, welche, ein Muſter chineſiſcher Erziehung, die Qual der leidenden Schiffsgeſellſchaft bildeten. Vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht krochen dieſe Wechſelbälge von einer Kajüte zur andern, und peinigten die armen Paſſagiere in ſchonungsloſer Weiſe. Aber am meiſten hatte ich zu leiden, denn kaum machte ich mich an's Komponiren, ſo polterten und kratzten dieſe Quälgeiſter ſo lange an meiner Thüre, daß jeder Arbeitsverſuch aufgegeben werden mußte. Vergebens waren alle Mittel, dieſe Wildfänge zu bändigen, ſogar die indirekten Rippenſtöße und Fußtritte, die wir ihnen ſo reichlich zuſchickten, blieben wirkungslos.

Der Vater dieſer himmliſchen Kinder, ein chineſiſcher General, ſchien als Held ſich keinen Ehrenplatz im Himmelreich erworben zu haben, denn wie ich durch den Kapitän erfuhr, räumte er auf den erſten Angriff der Rebellen den ihm zur Vertheidigung übergebenen Platz, und da er durch dieſen Akt der Bereitwilligkeit ſich die Gnade ſeiner chineſiſchen Majeſtät verſcherzte, ſo machte er, um allen verdrießlichen Eventualitäten zu entgehen,

eine Erholungsreiſe über den Ozean. Ich machte bald ſeine Bekanntſchaft, denn ich war ſehr neugierig, ſo Manches über China zu erfahren, wohin ich vielleicht nächſtens einen Abſtecher machen werde, und da ich in Kalifornien einige Worte chineſiſch, er etwas engliſch erlernt hatte, ſo konnten wir uns prächtig mit einander verſtändigen.

Wie alle Chineſen, die ich bis jetzt kennen lernte, hielt er uns Europäer für unkultivirte Barbaren und nur ſeine Nation für die auserwählte. Mit arroganter Pedanterie beſpöttelte er alles Nichtchineſiſche, und über unſere Sitten und Gebräuche moquirte er ſich weit mehr, als wir uns über die chineſiſchen.

Auch mein Violinſpiel befriedigte ihn anfangs nicht ganz; er meinte, es ſei zwar nicht übel, aber die chineſiſche Muſik, beſonders die große Glockenpauke, mache viel mehr Effekt. Doch als ich ihm eine chineſiſche Melodie, die ich einſt in San Francisco gehört, vorſpielte, ſchmolz das Eis ſeines chineſiſchen Herzens, Thränen ſtanden ihm in den Augen; gerührt fiel er mir um den Hals, und der prächtige Ring, den er mir an den Finger ſteckte, überzeugte mich, daß auch eine chineſiſche Begeiſterung nicht ganz zu verachten iſt.

Unſere Fahrt geht raſch von ſtatten, zwölf Tage ſchwimmen wir auf hoher See, ohne Land zu erblicken; mit Windeseile jagt das Schiff über die Waſſerfläche, die kein menſchliches Auge zu überſehen vermag, und

nichts hört man als das Rauſchen der Wellen, das bei völliger Windſtille auch verſtummt.

Welche ſchauerliche Einſamkeit! Man fährt Tage lang, ohne einem Schiffe zu begegnen und iſt froh, einen Trupp Möven zu erblicken, die, Geſpenſtern gleich, durch die grauen Lüfte jagen, oder wenn das unheimliche Geſchrei eines Raben dieſe Todesſtille unterbricht. Da fühlt ſich der Menſch allein in einer ausgeſtorbenen Welt, kein Land, kein Schiff,

„Keine Luft von keiner Seite,
Meeresſtille — fürchterlich;
In der ungeheuren Weite
Reget keine Welle ſich.“

Wenn wir bei ſo ruhigem Wetter auf einem Kahn ins Meer hinausſchifften, ſo glaubten wir in freier Luft zu ſchweben und viele Seethiere durch hohe Waſſergräſer ſchwimmen zu ſehen. Dies iſt ſo täuſchend, daß, wer des Anblicks nicht gewohnt iſt, Schwindel bekömmt und ſich fürchtet, aus der Gondel auf den Meeresboden zu fallen.

Etwas Magiſches hat dabei die blaßgrüne Farbe des Meeres, die einen zarten Schimmer über Alles verbreitet und eine Beleuchtung giebt, die dem Mondlicht nicht unähnlich, doch ſo klar und hell iſt, daß man die wunderbaren Fiſche, die durchs Meer ſchlüpfen, vollkommen gut zu erkennen vermag.

Eine andere interessante Erscheinung ist das nächtliche Leuchten des Meeres, welches immer glänzender wurde, je mehr wir uns der Tropenzone näherten. Die Seiten des Schiffes sind von blitzähnlich bezacktem, farbigem Licht umgeben, auf allen Wellen hüpfen blasse Flammen, ja häufig sieht man nicht nur die Oberfläche des Wassers, sondern auch dessen Inneres leuchten, und Fische und andere Seethiere darin herumschwimmen, die wie Johanniswürmchen leuchten. Doch trotz dieser imposanten Naturerscheinungen thront die Langeweile mit gewaltiger Macht auf dieser ewigen Wasserwüste, und ich wüßte ihr gar nicht zu entgehen, hätte ich nicht meine Violine und meinen chinesischen Freund.

Letzterer wird täglich liebenswürdiger, auch mein Spiel sagt ihm jetzt besser zu, und fast täglich besucht er mich und bringt mir die artigsten Kleinigkeiten chinesischer Arbeit. Wenn das so fortgeht, hoffe ich in Europa ein chinesisches Kabinet eröffnen zu können, denn mein Freund ist so splendid, daß die vielen Geschenke in meinem Koffer fast keinen Raum mehr finden. Vor einigen Tagen lud er mich zum Soupé ein und schon der Seltenheit wegen, einem chinesischen Mahl beizuwohnen, willigte ich darein, trotz der meinem Gaumen drohenden bösen Folgen. Beim Eintritt in die Kajüte, die mit buntfarbigen Papierlämpchen erleuchtet war, wurde ich durch ein helltönendes Geschrei begrüßt, — denn so ist es Sitte, Gäste zu empfangen — und von der Haus-

frau unter gravitätisch-komischen Kniebeugungen und Handausstreckungen förmlich zur Tafel geschleppt.

Nachdem unter den seltsamsten Gestikulationen ein Gebet gesprochen wurde, eröffnete ein gespickter Pferdebraten den Schmauß. Dann folgten eingepökelte Fische, Vögel und andere mysterös aussehende Thierchen, die sie in Tonnen eingepökelt mit sich führten, welche aber meinem europäischen Gaumen durchaus nicht munden wollten, trotzdem die kleinen Wildfänge, welche immer mit den nackten Händen in die Schüssel griffen, mir die Bissen mit Gewalt in den Mund steckten. Eine Art Mehlbrei aus chinesischen Wurzeln zubereitet, bildete den Mittelsatz dieser originellen Mahlzeit, und Thee mit Kuchen das Finale. Nach dem Mahle produzirte die chinesische Dame einen Gesang, — der nicht viel angenehmer für das Ohr, als die Mahlzeit für den Gaumen war.

Am Bord des Dampfers Hilario im Sept. 1854.

Ein schauerliches Ereigniß verdüsterte unsere Fahrt. Am 5. September wurden wir um 1 Uhr Nachts durch Nothsignale geweckt, und als wir erschrocken aufs Verdeck eilten, erblickten wir in nicht weiter Entfernung ein brennendes Schiff, das in hellen Flammen durch die dichte Finsterniß leuchtete. Alle Rettungsanstalten waren vergebens, denn die rings um uns her fliegenden Feuer-

brände brachten unser Schiff so in Gefahr, daß wir uns dem unglücklichen Fahrzeug nicht nähern konnten. Der Sturm wüthete mit teuflischer Lust in den lodernden Flammen, Masten und Schiffsbalken prasselten durch die Lüfte, und immer heftiger griff die flackernde Lohe um sich, die den ganzen Umkreis in blendende Helle tauchte. Rettungsboote wurden ausgesendet, um die Mannschaft zu retten, deren Kapitän sich wie ein Verzweifelter an sein verlorenes Schiff klammerte und es immer noch zu retten glaubte Schon sanken die Masten verkohlt ins Meer, schon war jede Hilfe vergebens und der Kapitän noch nicht gerettet; da bestieg unser Kapitän ein Boot und schiffte selbst hinaus, um den hart Bedrängten zu retten, aber zu spät — der Unglückliche war bereits mit seinem Schiffe verbrannt.

Farben, auch nicht die grellsten, sind im Stande, dieses schauerliche Nachtstück zu schildern. Das Meer, durch Wind und Wetter furchtbar aufgeregt, tobte und drohte die gebrechlichen Kähne zu verschlingen, die wie Nußschalen von berghohen Wellen hin und her geschleudert wurden. In solchen Momenten erkennt man die Gewalt des Himmels und die Ohnmacht der Menschen, die, an der Lippe des Abgrundes schwebend, mit dem Tode ringen, und deren Angstgeschrei durch die Lüfte hallt, übertäubt vom wilden Geheul des Sturmes. Doch wurden die Meisten gerettet. Nur ein Kahn mit der Mutter und den Kindern des Kapitäns schlug um — schäumend

Digitized by Google

ſtürzten die Wellen heran und begruben die Unglücklichen in den Abgrund. Bald waren wir dem Schauplatze dieſer fürchterlichen Kataſtrophe entrückt, tiefe Nacht herrſchte über dem Ozean, als wollte ſie für ewig dieſes ſchauerliche Ereigniß bedecken.

Ermattet und tief ergriffen von dem Eindrucke dieſer Nacht, ſtand ich am Maſtbaum gelehnt, den anbrechenden Morgen zu erwarten. Es iſt ein impoſanter Anblick, wenn die Wolken, vom zarten Purpur gefärbt, bald von Gluth durchhaucht am fernen Horizonte auftauchen und ſo lange in den mannigfaltigſten Nuancen ſpielen, die ſich im Meere abſpiegeln, bis die Röthe allmälig vergilbt, die Sonne mit ihrer goldenen Flammenpracht hervorbricht und majeſtätiſch den hellen Tag verkündet. — Die Matroſen kletterten luſtig auf den Maſten und jauchzten ihr Morgenlied ſo fröhlich und unbekümmert, als hätten ſie kein Herz für das Unglück dieſer Nacht, kein Ohr für die Wehklagen der armen Reiſenden, die auf dem Schiff ihr Hab und Gut verloren, verzweifelt und durchnäßt auf dem Verdecke kauerten. Es waren meiſtens Matroſen, denn das Fahrzeug hatte keine Paſſagiere am Bord, aber eine ſehr reiche Ladung, die der Eigenthümer nach Honolulo führen wollte, als durch Unvorſichtigkeit ſeines Knabens das Schiff in Brand gerieth, und ſein Leben und Eigenthum vernichtete. Augenblicklich wurden Wäſche und Kleidungsſtücke für die Hilfsbedürftigen geſammelt, die unter ihnen vertheilt wurden,

bei welcher Gelegenheit ſich die Chineſen am beſten auszeichneten, denn ſie ſchenkten eine Kiſte voller Kleidungsſtücke, und wie oft auch die tragiſchſte Sache eine komiſche Seite hat, ſo waren auch diesmal die Yankee-Geſichter der armen Matroſen ſehr ergötzlich, als ſie ſo plötzlich zu dem chineſiſchen Reichthum gelangten. Der Eine trug einen Weiberrock mit langer Schleppe; der Andere ſtolzirte gravitätiſch in ſeidener Hülle als Mandarin daher, und die Jungen waren am Ende noch glücklich, ihre ſchmutzigen Theerjacken mit ſo prächtigem Coſtume vertauſchen zu können. Auch ich veranſtaltete ein Konzert zu ihrem Beſten, welches 200 Doll. eintrug, wofür ich viel Dank und Segenſprüche erhielt; ja, Einer überreichte mir ein in engliſcher Sprache mühſam zuſammengeleimtes Gedicht, worin er in rührenden Verſen den Dank Aller auszudrücken ſuchte.

Das Wetter wurde wieder heiter und immer raſcher näherten wir uns unſerem Ziele. Gewaltige Felſenſtöcke, die ſchwarz und düſter aus dem Ozean ragten, waren die Vorboten der nahen Küſte. An dieſen Felſenmauern, die in Trümmer gefallenen Gebäuden gleichen, deren dunkle Färbung gegen den Silberglanz des Waſſerſchaumes merkwürdig abſticht, fuhren wir, mit großen Gefahren kämpfend, drei Tage lang vorüber, bis wir aus dem weißen Nebel die Gipfel hoher Palmenbäume erblickten, die das Herz voll froher Hoffnungen erfüllten. Die Gebirge Tahiti's, pittoresk und maſſenhaft, in der üppig-

ſten Vegetation blühend, lagen jetzt dicht vor uns. Das Auge kann ſich nicht ſatt ſehen an dem friſchen ſaftigen Grün der rieſenhaften Palmen, die mit ihrem maleriſchen Wuchs die höchſten Spitzen der Berge bewalden und auf das Auge des Seefahrers, der Wochen lang nur ewige Waſſerwüſten erblickte, einen Eindruck machen, wie ihn nur die vollendetſte Erhabenheit eines Paradieſes hervorzuzaubern vermag.

Wie ſchwimmende Gärten erſcheinen die grünbewaldeten Inſelchen, welche Otahaiti wie einen Feenaufenthalt umdrängen. Die Geſtade ſind mit Palmen, Cocos, Pomeranzen, Citronen und anderen Tropengewächſen bedeckt, die von buntbefiederten Vögeln umſchwärmt, einen entzückenden Anblick bieten; Nachts 10 Uhr landeten wir im Hafen von Tahiti.

Tahiti, 30. September 1854.

Es giebt Länder, die man nicht beſuchen darf, will man ſeine Heimath lieb behalten, wo Himmel und Erde einen Zauber üben, der das Gemüth mit Sirenengeſang beſtrickt, und uns, wie den Gefährten des Odyſſeus, die Erinnerung an das theure Vaterland raubt. Zu ihnen gehört Tahiti. Gleichweit entfernt von den zwei mächtigſten Kontinenten der Erde, der alten und neuen Welt, mitten im ſtillen Ozean, erheben ſich aus ſchäumenden Wogen dieſe paradieſiſchen Inſeln, die an Pracht, Fülle

und Erhabenheit auch die kühnste Phantasie des Dichters überflügeln. Vom untersten Rande der See angefangen, bis hinauf zu den höchsten Spitzen der Berge blüht Alles in der üppigsten Pracht. Der Boden ist gebirgig, die Vegetation überkräftig, der Himmel ein ewiger Azur, die Erde ein grüner Teppich voll seltsamer Blumen und Früchte. Man findet hier nicht jene Luftverschleierungen, welche Meer oder Berg verhüllen und umweben. Das Auge findet keine andere Begrenzung, als die ihm Erde und Horizont setzen, und stets wird man umschmeichelt und fortgezogen von Strömungen eines belebenden ätherischen Lichtes, dessen sammetweiche Atome alle Umrisse der Gegenstände umspielen. Und wenn dann die Lüfte sich regen und alle Wogen des Grüns bewegen, das bald um die Gipfel der Palmen, bald in Schneckenlinien sich um die Hügel windet, so fühlt der Mensch sich magisch hinausgezogen ins Freie, alle Poren von dem süßesten Duft durchdrungen, die den wildwachsenden Früchten und Blüthen entströmen, welche die Boudoirs der ganzen Welt mit Parfüms erfüllen.

Nicht aufzuzählen sind die Erzeugnisse, mit denen eine verschwenderische Natur dieses irdische Paradies gesegnet hat. Hier wuchert der Feigenstock und schlingt sich um Lorbeer-, Cocos- und Cypressenbäume, dort in dunkler Laube glühen Orangen, Citronen, Bananen und Ananas, blüht die Mandel, Alles ohne Zucht und Pflege und von wunderbarer Größe. Schlanke Palmen ragen

zum Himmel empor und brechen faſt unter der ſüßen Laſt der Datteln, und im Hintergrunde erheben ſich 4000 Fuß hohe Rieſenberge, von Früchten ſtrotzend und von Blumenketten umwunden, die einen doppelten Eindruck machen, weil die Pracht der tropiſchen Sonne und der zurückſtrahlende Spiegel des Meeres einen zweifachen Effekt geben.

Die Hauptſtadt Otahaiti's liegt reizend in einer Bucht der Weſtküſte am Abhange eines herrlichen Palmenhaines. Von Ferne gleicht der Ort mehr einer ununterbrochenen Reihe von Landhäuſern und Gartenmauern, als einer Stadt, aber im Innern angelangt, machen die meiſt europäiſchen Gebäuden gleichenden Häuſer, die mit Gärten und Villa's umgeben ſind, einen freundlichen Eindruck. In der eigentlichen Hauptſtraße, die den ganzen Ort durchſchneidet, herrſcht reges Leben. Da findet man engliſche und franzöſiſche Kaufläden, wo man alle Kulturerforderniſſe befriedigen kann, Hotels, Schenkſtuben, franzöſiſche Spielbuden, die immer von Seefahrern aller Nationen gefüllt ſind, die ſich hier die langerſehnten Genüſſe verſchaffen, welche ſie auf ihren Fahrten ſo lange entbehrten.

Franzoſen, Engländer, Neger, Portugieſen und Chineſen durchſtreichen die Straßen; die Häuſer der Europäer ſind mit wenigen Ausnahmen einſtöckig, mit Gärten und luftigen Veranda's umgeben, mit Glasfenſtern verſehen und verleihen dem Ort das Ausſehen eines der

bedeutenderen Plätze Südamerika's oder Indiens. Die Hütten der Eingeborenen sind nicht alle neben einander gruppirt, viele liegen ganz nahe am Ozean, andere wieder in der Mitte oder im Hintergrunde der Stadt, welcher sie einen sehr eigenthümlichen Charakter verleihen. Sie sind aus Bambus oder Holz gezimmert, mit kegelförmigem Flechtwerk versehen und das Innere wird, durch aus Pflanzenstoffen verfertigten Vorhängen, in Zimmer abgetheilt. Alle sind von Palmen und wilden Bananenbäumen umschattet, die sehr graziös aus dem niedern Laub hervorragen und die lieblichsten Gärten bilden.

Tahiti, 30. September 1854.

Die Eingebornen sind ein schöner, kräftiger Menschenschlag, von sanftem gutmüthigen Charakter und etwas braungelber Hautfarbe. Schooßkinder der Natur, frisch und üppig wie der Boden, dem sie entwuchsen, wie die Luft, die sie athmen, sind diese Gesellschafts-Insulaner — welchen schönen Namen sie in der That ihrem biederen Charakter verdanken — vollendete Formen mit sanftem, edlem kaukasischen Antlitz, Männer voll Kraft, Würde und Anstand. Sie sind sanft, heiter, gesellig, gegen Fremde gastfrei bis zur Verschwendung, und die artig gearbeiteten Schnitzwerke in ihren Hütten, lassen schon einen bedeutenden Fortschritt zur Civilisation erkennen.

Sie pflegen Baumwollpflanzungen, verfertigen allerlei Zeug aus Papier-Maulbeerbäumen, haben Sinn für Cultur und die größte Vorliebe für europäiſche Kleider, obwohl noch Viele halbnackt und tätowirt gehen; aber an Feſttagen darf ſich Niemand vor der Königin zeigen, ohne Rock und Hemd anzuhaben.

Die Mädchen und Frauen ſind etwas weniger groß, voll attiſcher Schönheit und lachender Anmuth, gleich wie das Eden, das ſie umgiebt. Ihr Geiſt iſt klar, durchdringend und gewandt, und eine arkadiſche Unſchuld, die ſie zeigen, verleiht ihnen einen Glanz, der durch den Gifthauch der ſchlechten, eingewanderten Sitten noch nicht getrübt wurde. Die Finſterniß des Götzendienſtes, der früher Otahaiti zum Schauplatz von Gräueln machte, wovor jedes menſchliche Gefühl erſchauderte, hat jetzt ganz aufgehört, denn im Jahre 1818 bekehrte ſich Königin Pomare zum Chriſtenthum, und den Miſſionären iſt es bereits gelungen, den Götzendienſt ganz zu verdrängen, die Sitten zu mildern, und wahrhaft bewundernswerth ſind die Fortſchritte, welche dieſes liebenswürdige Volk ſeitdem in europäiſcher Kultur gemacht hat. Die Inſel ſteht unter franzöſiſchem Schutze, aber da die meiſten amerikaniſchen Emiſſäre und Glücksritter die Inſel zum Zielpunkt ihrer Pläne machen, und die Eingebornen gegen die Franzoſen aufwiegeln, ſo verfahren dieſe ſehr ſtrenge.

Börne's Worte, „gebratene Aepfel, den Schnupfen

und eine Obrigkeit findet man überall", bewahrheiten ſich auch da, denn man hat keine Idee, wie man hier von der Polizei gequält wird. Sie beſteht aus Eingebornen, die aus Furcht vor der franzöſiſchen Herrſchaft ihren Dienſteifer lieber zu viel als zu wenig ausüben. Kein Fremder darf auf der Inſel ohne Erlaubniß übernachten, und will er längere Zeit bleiben, ſo müſſen Päſſe, Dokumente und dergleichen einer hochweiſen otahaitiſchen Polizei übergeben werden, die dann nach genauen Prüfungen ſich entſchließt, dem Fremden eine Aufenthaltskarte auszuhändigen.

Gleich nach meiner Ankunft verfügte ich mich ins Polizeiamt, das ſich von den Hütten der Eingebornen nur durch eine franzöſiſche Fahne unterſcheidet, die auf der Dachſpitze flattert. Der Beamte, ein Eingeborner, nahm ſich in der weiten blauen Jacke, den franzöſiſchen Pantalons mit rothen Streifen, aus denen die nackten gelben Füße hervorguckten, ſehr komiſch aus. Nachdem er mich von Kopf bis zu Fuß neugierig betrachtet, begann die Unterſuchung meines Reiſepaſſes.

Ich war überraſcht von dem Talente dieſes Naturſohnes, der ſeine urwüchſige Phyſiognomie ſo meiſterlich in wichtige Polizeiamtsmienen zu falten wußte; aber noch mehr wurde ich überraſcht, als der gelbe Inſulaner ein Protokoll mit mir aufnahm, wie es in Hochverraths-Angelegenheiten nicht ſtrenger zu geſchehen pflegt. Mein Charakter „Tonkünſtler" gab mir am meiſten

zu ſchaffen, denn der Glückliche wußte noch gar nichts vom „Konzertgeben"; Tonkünſtler und Flibuſtier ſchien ihm gleichbedeutend, und das Wort „Violinſpielen" war ihm ſo unklar und verdächtig, daß er, ängſtlich die Achſel zuckend, eine gefährliche Freibeuterei dahinter witterte. Er ſagte, die Sache ſei ihm ſehr verdächtig, klingelte einige halbnackte Bütteln herbei, die mich ſtill in ihre Mitte nahmen. Voran ſchritt gravitätiſch der Beamte, in der Mitte ich, hintennach die Büttel, und ſo ging es fort zum Gouverneur. Ich konnte vor Lachen nicht an mich halten, trotzdem meine Lage nicht ſehr luſtig war, und je mehr mich der Naturſohn mit wüthenden Geberden zurechtwies, deſto mehr platzte ich heraus.

Man denke ſich meine unſchuldige Perſönlichkeit, in gelben Nankinghoſen, kurzem, lichtem Röckchen, und den Palmenhut mit rothem Bande auf dem Kopfe, in der Mitte dieſes impoſanten Zuges durch die Straßen Tahiti's marſchiren zu ſehen; die liebe Straßenjugend und andere Eingeborene, die mich in der Gewalt der Häſcher erblickten, liefen jubelnd hintennach, und ſo hielt ich meinen Einzug, aus dem man entnehmen kann, daß einem reiſenden Virtuoſen nicht überall Kränze und Lorbeern blühen, obwohl letztere hier wild wachſen.

Der Gouverneur nahm mich mit echt franzöſiſcher Liebenswürdigkeit auf, entſchuldigte ſich des ſtrengen Verfahrens wegen, verſprach mir mit allem Möglichen an die Hand zu gehen, und der braune Polizeikommiſſär,

der ſich um den Ruhm, einen gefährlichen Flibuſtier entdeckt zu haben, betrogen ſah, nahm weiter keinen Anſtand, mir eine Aufenthaltskarte auszuhändigen, obwohl das myſtiſche Dunkel, welches bei ihm über die Worte Virtuos, Violin ſchwebte, noch immer nicht gelüftet ſchien.

Die Franzoſen haben ſich nach und nach ſo zu Herren der Inſel gemacht, und breiten ihren Schutz ſo weit aus, daß die armen Eingeborenen gewiß viel lieber wünſchten, ſie wären weit weggeblieben. Kanonen ſind überall aufgepflanzt, Soldaten liegen überall vertheilt, halten alle feſten Plätze beſetzt, oder ziehen ſchwer bewaffnet durch die Straßen, während die halbnackten Eingeborenen friedlich und unbewaffnet gegen ſolche Truppenzüge wunderlich abſtechen. Um 8 Uhr Abends ertönt ein Kanonenſchuß, und nach dieſem darf kein Eingeborener mehr in den Straßen gefunden werden. Jetzt ſieht man die Indianer ſchaarenweiſe nach Hauſe ſtrömen, die mit verdrießlichen Geſichtern die Schenkſtuben verlaſſen, welche großentheils von den Franzoſen mit der Civiliſation zugleich aufgeſchlagen wurden, aber auf den Charakter dieſes Volkes einen höchſt verderblichen Einfluß üben. Der Genuß des Branntweins wirkt wie Gift auf dieſe Naturen, und der übermäßige Genuß deſſelben macht ſie betäubt und ſinnverwirrt.

Leider greift dieſe häßliche Leidenſchaft ſchon ſo ſtark um ſich, daß man Trunkenbolde mit ſtieren Augen, dem Wahnſinn gleich, in den Straßen findet, die ein abſchrek-

kendes Beiſpiel von jenen Leidenſchaften geben, deren Bekanntſchaft dieſe einſt glücklichen Leute nur den Franzoſen verdanken.

Schon bin ich zehn Tage in Tahiti und noch habe ich die Königin nicht geſehen. Sie hat vor einigen Wochen ihr Reich mit einer Prinzeſſin beglückt; ſeit dieſer Zeit lebt ſie ſehr zurückgezogen und geht nur aus, um die Kirche zu beſuchen. Ich habe ſo viel Intereſſantes über ihre Perſönlichkeit gehört, daß ich mir feſt vornehme, dieſe Inſel nicht eher zu verlaſſen, bis ich bei Pomare eine Audienz gehabt, denn der franzöſiſche Gouverneur wird mir dazu behilflich ſein. Letzterer, ſo wie viele Offiziere, behandeln mich mit großer Zuvorkommenheit, werden alle mein Konzert beſuchen, welches in einigen Tagen ſtattfindet und auf deſſen Erfolg ich ſelbſt ſehr neugierig bin, denn es will nicht wenig ſagen, auf Otahaiti ein Konzert zu geben. Ich bin gleichſam der erſte Virtuos, der hier das Konzertbanner entfaltet. Die paradieſiſche Unſchuld dieſer Inſel wird gewiß vollends dahin ſein, wenn mit den Belagerungsgeſchützen der Franzoſen auch noch das wilde Heer der Konzertgeber heranſtürmt, und ich fürchte nur, die alten Heiden und jüngſt begrabenen Götzen werden aus den Gräbern ſteigen, wenn auf Otahaiti das erſte Konzert ertönt. Gewiß winkt mir hier Unſterblichkeit, denn wer weiß, ob es nicht geſchieht, daß Pomare mir entzückt einen Orden ins Knopfloch ſchlingt, oder daß man einſt noch auf meiner Karte

leſen wird: „Kammervirtuos Ihrer Otahaitiſchen Majeſtät“, und kann man denn ſonſt wiſſen, was bei einem ſolchen allererſten Konzerte nicht alles noch geſchehen kann?

Pomare IV. bewohnt ein vollkommen europäiſch eingerichtetes Haus. Sie iſt an einen Eingeborenen verheirathet, der mit den Indianern ſo populär iſt, daß man ihn oft in ihrer Mitte in den Straßen ſpazieren ſieht.

Das Gouvernementsgebäude, von Stein aufgeführt und mit vielen Thürmchen und Fahnen geſchmückt, iſt das ſchönſte Haus der Inſel. Franzöſiſcher Geſchmack und Comfort haben ſich auch hier ſo gut als möglich eingerichtet, und in der Mitte des Platzes erhebt ſich ein Palmenhain, der dem Fremden nicht allein einen ſehr anmuthigen Ruhepunkt bietet, ſondern ihm auch die Gelegenheit verſchafft, die Tahitiſche Nobleſſe zu bewundern.

Jeden Sonntag und Donnerſtag ſpielt Militärmuſik und nach dem Takte derſelben promenirt hier die vornehme Welt; beſonders ſtolziren die Stutzer in einem Putz daher, wie man ſeines Gleichen in der ganzen civiliſirten Welt nicht findet. Das Haar iſt wohl geordnet und gekämmt, als hätte es ein franzöſiſcher Haarkünſtler friſirt, und wird von einem ſchief ſitzenden breiten Palmenhut bedeckt. Ein dickes weißes Tuch, welches die franzöſiſche Salonkravatte erſetzen ſoll, iſt aufs ungeſchickteſte um den Hals gewunden, und der Oberkörper in

einen ſchwarzen Frack gehüllt, in einen Frack, deſſen Formen ſo weit und unbequem ſind, daß er urſprünglich gewiß für eine dreimal wohlbeleibtere Perſon geſchaffen wurde. Eine weiße Weſte erſetzt zugleich die Stelle des Palmengürtels, aber die Beine! o Jammer! — verhülle dich, Kultur! — ſind nackt, wie ſie von Gott erſchaffen wurden, und noch obendrein gelb, grün oder blau tätowirt. Ich muß geſtehen, daß mich ſchon lange nichts ſo entſetzt hat, als dieſe Vereinigung der tahitiſchen mit der europäiſchen Mode; und beſonders wenn ich die tätowirten Beine wahrnahm, überfiel mich eine Furcht, die nur dann wieder beruhigt wurde, wenn ich den civiliſirten Oberkörper erblickte.

In dieſem originellen Anzug ſtolziren die barfußen Dandy's auf und ab, hören die Muſik und kokettiren mit ihren Damen trotz eines Wiener Lions. Ihr hellbrauner glänzender Teint kontraſtirt ſeltſam mit den weißen und rothen Geſichtern der Engländer und Franzoſen, die man bald in geſtreiften Matroſenjacken, bald als Gentlemen, oder in glänzenden Uniformen mit ſpöttiſchen Mienen und boshaftem Lächeln an dieſen urwüchſigen exotiſchen Geſtalten vorüberwandeln ſieht.

Die Frauen ſind wohlgeſtaltet, haben angenehme Züge, feine Taille, reizende Fülle und ſchöne Augen. Ihr feines Haar iſt wohlgeordnet, geſalbt und auf dem Scheitel in ſeltſame Zöpfe geflochten. Mit der Mode nehmen ſie es weniger genau. Sie kleiden ſich oft ſehr

wenig, oft in die prächtigſten Seidenſtoffe. Das Kleid reicht nicht weit über die Kniee, auf dem Kopfe tragen ſie gewundene Madwas-Tücher oder einen Strohhut, und die Vornehmen ſchmücken Arme, Ohren und Beine mit Perlen, Korallen, Goldſpangen, gehen aber immer barfuß. Ihre Sprache, halb franzöſiſch, halb tahitiſch, iſt weich, glühend und nachläſſig wie ihre Sitten. Tanzen und Reiten ſind ihre Hauptvergnügungen, und nur ein kleiner Theil findet an europäiſchen Beſchäftigungen Genuß.

In der Liebe ſind ſie glühend heiß, wie alle Südländerinnen, aber ihre Sitten ſind ſtreng und eheliche Untreue höchſt ſelten. Allein eine Macht und ein Anſehen genießen dieſe Frauen, wie es nur bei civiliſirten Nationen gefunden wird.

Vorgeſtern war ich zu einer Soirée beim Gouverneur geladen, wo es ſehr luſtig zuging. Ich lernte hier die wunderbarſten Früchte dieſer Inſel kennen. Ananas, Pomeranzen und Melonen, dreimal größer als bei uns, wechſelten mit andern ſaftreichen Früchten, die man nur genießen muß, um ſich von dem wunderbaren Geſchmack einen Begriff machen zu können. Fiſche wurden nur die allerſeltenſten gewählt, da die gewöhnlichen umſonſt zu haben ſind. Tauben, Hühner, Indiane von ausgezeichnetem Geſchmack, ſind hier ſehr wohlfeil und werden gar nicht beachtet. Dazu kommen noch die feinſten Gemüſe, Spargel, grüne Erbſen, Alles in Hülle und Fülle. Aber die franzöſiſchen Feinſchmecker begnügen ſich nicht

mit den Erzeugniſſen, die der Boden Tahiti's ſo verſchwenderiſch hervorbringt, ſie müſſen auch noch heimathliche Trüffelpaſteten aus Straßburg und Weine aus der Champagne haben.

Nach der Tafel wurde muſicirt; ich ſpielte einige Piecen und gefiel ſo, daß ich noch einige ſpielen mußte. Dann ſetzte ſich die Frau Gouverneurin, eine gebildete, aber etwas ſtolze Dame, ans Piano, welches vielleicht das einzige in Tahiti iſt. Ich dachte ſo im Stillen an die „Reverie" von Roſſelbe, ein Stück, welches ſogar unter den Pagoniern geſpielt werden muß, denn überall hörte ich dieſe Piece, und wirklich hatte ich es errathen.

Die Nichte des Gouverneurs ſang jetzt ein halb Dutzend franzöſiſche Balladen, und nachdem auch dieſe glücklich überſtanden waren, trennte ſich die Geſellſchaft.

Am 6. September findet mein Konzert ſtatt. Der Gouverneur hat mir den Saal angeboten, denn im Hotel Amerikan, welches ich bewohne, hat eine Matroſengeſellſchaft bei einer ſtattgefundenen Schlägerei den Saal ſo übel zugerichtet, daß er nicht mehr benutzt werden kann. Mitwirkende habe ich noch keine, und über die Wahl der Stücke bin ich auch noch nicht einig. Morgen führt mich der Gouverneur zur Königin. Ich bin gewiß, daß ſie ins Konzert kommt, denn ſie hat ſchon von mir geſprochen, und ſchon die Neugierde wird ſie dazu bewegen, der Kultur dieſes Opfer zu bringen.

Ein Miſſionär, der zugleich Orgelſpieler iſt, beſucht

mich sehr oft. Er war einer der ersten auf Otahaiti, der mit Gefahr seines Lebens gegen den Götzendienst predigte. Als ich ihn besuchte, öffnete er eine Kiste und ich erblickte mit Entsetzen eine Anzahl der wildphantastischsten Götzenbilder, die schrecklichsten Ausgeburten einer ausschweifenden, im Wahn befangenen Nation.

Noch nicht lange ist es, daß hier Menschen geschlachtet wurden, und erst im Jahre 1836 haben die Anhänger der Götzen eine Empörung angezettelt; allein die Königin hat mit einer seltenen Unerschrockenheit und Ausdauer ihre Feinde besiegt, denn Pomare ist eine der eifrigsten Vertheidigerinen des Christenthums.

In einer von der Missionsgesellschaft ihr geschenkten Buchdruckerei, wo eine Ausgabe der Bibel in tahitischer Sprache gedruckt wird, befindet sich auch eine kleine Bibliothek in englischer, tahitischer und französischer Sprache. Es giebt nichts Ergötzlicheres, als dort unter den eifrigen Lesern Beobachtungen anzustellen. Ich sah einige junge Indianer mit Fieberhast über die Bücher herstürzen, aus denen sie ihre Weltweisheit schöpften, als wenn sie den Schleier ihrer Hegel'schen Philosophie lüften wollten; aber als ich neugierig ins Buch blickte, konnte ich mich eines mitleidigen Lächelns nicht erwehren, denn die Werke, über welchen die Weisheitsjünger so eifrig brüteten, waren unschuldige Namenbüchlein mit großen ABC-Buchstaben. In derselben Buchdruckerei werden jetzt Werke gedruckt, die nicht nur einen

klaſſiſchen, ſondern auch einen hiſtoriſchen und muſikaliſchen Werth in den Annalen der Kultur einnehmen werden. Es ſind die Konzert-Affichen für mein erſtes Konzert.

Tahiti, den 12. Oktober 1854.

Wohl ſelten dürfte irgend ein Konzertgeber der Welt ein ſo wunderliches Publikum um ſich verſammelt haben, als jenes, welches mich am 6. Oktober in Tahiti umgab.

Das Lokal, jetzt zum Konzertſaal improviſirt, diente früher zum Götzentempel der Eingebornen, ſpäter wurden hier, auf Befehl der Königin, die falſchen Götter verbrannt, noch ſpäter verdammte hier ein franzöſiſches Kriegsgericht die aufrühreriſchen Indianer zum Tode, und jetzt ſteht auf derſelben Stelle ein ſchwarzbefrackter Virtuos als Herold der Zeit, und ſucht mit Geige und Bogen jenen urwüchſigen Naturkindern einige Begriffe jener modernen, europäiſchen Kultur beizubringen, mit deren Bekanntſchaft ſie von einer gütigen Vorſehung bis jetzt verſchont wurden. Rechts, von tropiſchen Pflanzen umgeben, ſaß der Gouverneur und ſeine Gemahlin nebſt vielen Offizieren in hellſchimmernden Uniformen. Links iſt der aus Strohmatten mit buntem Baumwollenzeuge behangene Platz der barfußen Königin errichtet, und den andern Theil des Saales füllten die eigenthümlichen Geſtalten der Eingebornen, deren Gehör-

ſinne bis jetzt noch geſund und unverdorben und noch für keinen andern Geſang als für den der Nachtigall ſchwärmten.

Ich trat hervor, verneigte mich vor dem barfußen Auditorium und eröffnete das Konzert. Freilich brauchte es einige Zeit, bis man dieſem Publikum begreiflich machte, daß man im Konzerte eigentlich nur hören ſoll, was jedoch die meiſten nicht zu wiſſen ſchienen, denn ſie ſchwatzten ſo laut, daß ich einige Mal unterbrochen wurde und wieder beginnen mußte.

Ich ſpielte „Othello," Phantaſie von Ernſt, aber ein ſchmetterndes Trompetengedröhne mit obligatem Paukenwirbel hätte dieſen gelben Inſulanern gewiß mehr Vergnügen gemacht als mein armſeliges Geigenſpiel, denn außer einigen befreundeten europäiſchen Händen rührte ſich kein Fingerchen. Das Stück ging ohne jedes Zeichen des Wohlgefallens ſeinem Ende entgegen; ſo unbelobt ſpielte ich noch vor keinem Publikum des Erdenrundes.

Die Königin, einen kleinen Jungen an der Hand führend, erſchien jetzt, begleitet von ihren Hofdamen, die barfuß, wie ihre Herrin, in phantaſtiſcher Toilette in den Saal trippelten und in neugieriger Verwunderung der Dinge warteten, die da kommen ſollten.

Die erſte Muſikcelebrität Otahaiti's, Mr. Camieux, Chef der franzöſiſchen Militärkapelle, ein breitſchultriger Rieſe, erſchien jetzt und ſpielte ein Stück auf der Flöte.

Man ſagte, es wäre eine Cavatine aus „Ernani“ geweſen und man hätte das Stück vielleicht als ſolche erkannt, wenn dem korpulenten Bläſer, dem vor Anſtrengung die Schweißtropfen auf der Stirne ſtanden, nicht die meiſten Töne verſagt hätten und malheuröſer Weiſe gänzlich ausgeblieben wären. Dieſer Künſtler hatte außerdem noch die originelle Manier, beim Heraustreten der Frau Gouverneurin ehrerbietigſt die Hand zu küſſen, eine Huldigung, die, obwohl ſie eine Zurückſetzung für die barfuße Pomare und ihre gelben Hofdamen bildete, doch viel verzeihlicher als ſein Flötenſpiel war, denn dieſes wollte gar kein Ende nehmen, und trotz meiner beredten Zeichen, endlich einmal aufzuhören, quinquilirte er immer weiter. Schon ſah ich zu meinem Schrecken die gähnende Pomare ſich von ihrem Sitze erheben, ſchon ſah ich die urwüchſigen Kinder der Natur, deren Gehörſinne auf eine ſo harte Probe geſtellt wurden, den Saal verlaſſen. Alle lockenden Verheißungen, die barfuße Monarchin durch mein Spiel zu entzücken, alle Illuſionen von Orden, Ruhm und Unſterblichkeit waren dahin. O unglückſeliches Flötenſpiel, das ihm nie hätte einfallen ſollen. Pomare verließ, ohne mich gehört zu haben, den Saal, vertrieben von dem heilloſen Flötiſten.

Nachdem ſich mein empörtes Gemüth ſo gut als möglich beruhigt und der unſelige Franzoſe zu blaſen aufgehört, trat ich abermals hinaus vors Publikum. Ich nahm alle meine Kraft zuſammen, ſpielte ſentimentale

Liebeslieder und Paganini'ſche Hexenvariationen, aber vergebens; kein Zeichen des Wohlgefallens belohnte mich, die gelben Inſulaner blieben ſtarr und theilnahmlos wie vorher.

Da faßte ich in arger Noth, den unvermeidlichen Fiasko vor Augen, einen kühnen Entſchluß. Hilf du, Spiegelfechterei, dachte ich, und riß ergrimmt vor den Augen des gaffenden Publikums die Saiten von der Geige und ſpielte auf der G-Saite allein den „Carneval.“ Das wirkte. Ein Murmelu der Ueberraſchung durchflog die Menge und bald war ich von gelben Naturenthuſiaſten umringt, die bei jeder Paſſage, insbeſondere aber bei den Flageolettönen, in ein Beifallsgejohle ausbrachen, wie es ein civiliſirtes Publikum gar nicht hervorzubringen vermag. Immer ſpielte ich nur den Carneval, immer improviſirte ich neue Variationen, und je toller und barocker dieſe klangen, deſto enthuſiaſtiſcher jauchzten meine barfußen Bewunderer, die nicht eher den Saal verließen, bis mein Arm ermüdet ſank und nicht mehr im Stande war den Bogen zu führen.

Nach dem Konzerte war ganz Tahiti in enthuſiaſtiſcher Aufregung. Alles erzählte ſich von dem fremden Geiger, der über ſo viele Meere hergeſchifft ſei und auf dem Holze ſo gut wie jeder Vogel zu pfeifen verſtehe. Die ſchönſten Blumen und Früchte werden mir ins Hotel geſchickt; wenn ich ſpiele, ſammelt ſich eine Schaar Bewunderer unter meinen Fenſtern, und wenn

ich ausgehe, grüßt mich Alles und kommt mir freundlichſt entgegen — kurz ich bin der Held von Tahiti. Und dieſe Wunder alle hat nur der „Carneval" bewirkt. Wahrlich, die Violinſpieler wiſſen gar nicht, wie viel ſie dieſem Stücke zu danken haben, deſſen wunderthätige Wirkung oft wie ein Syrenenlied das ſtarrſte Publikum entflammt, und oft ward es mir, wie diesmal, zur rettenden That.

Einige Tage nach dem Konzerte wurde ich zum Gouverneur geladen, wo auch alle Conſuln und fremde Agenten Tahiti's anweſend waren, denn es wurde das Geburtsfeſt des Gouverneurs gefeiert. Auch eine Deputation Eingeborner, die den Gouverneur zu beglückwünſchen kamen, wurde zur Tafel gezogen. Sie machten mir wieder ſehr viel Spaß. Sie waren aufs Sorgfältigſte gekleidet, trugen ſogar Vatermörder und Glacéehandſchuhe als Symbole erworbener Kultur, aber die Nacktheit ihrer Füße behielten ſie konſequent und ungeſchmälert bei. Es war ergötzlich, mit anzuſehen, wie die guten Naturkinder ſich vergebens abmühten, die feinen Manieren der europäiſchen Tiſchgenoſſen nachzuahmen, und wie ungeſchickt ſie die, ihnen ſonſt ganz überflüſſigen, Servieten, Meſſer und Gabeln handhabten. Jede neu aufgetragene Speiſe brachte ihnen neue Verlegenheiten, ja, ein famoſer Pudding, an dem ſich die ganze Tiſchgeſellſchaft delektirte, ſpielte einem der gelben Gäſte ſchon den boshafteſten Streich, und wollte dem Gaumen des

Naturſohnes ſo wenig mundeu, daß in ſeinem Magen eine entſetzliche Empörung ausbrach. Wie ſollten aber auch dieſe franzöſiſchen Leckereien jenen urwüchſigen Gelbhäuten munden, bei denen vor noch gar nicht langer Zeit ein Stück Menſchenfleiſch gebraten und geſotten als großer Leckerbißen galt; denn nicht nur die gefangenen Feinde allein waren es, die ſie kochten und verzehrten, ſondern auch junge Mädchen, die durch irgend einen Fehler den Zorn der Götter erweckten, wurden zur Strafe feſtlich geſchlachtet, in Gruben gebraten und dann — verzehrt. Seit dieſen entſetzlichen Greuelthaten iſt noch kaum ein halbes Jahrhundert verfloſſen, und jetzt geigt hier ein europäiſcher Violinſpieler ſchon den „Carneval.“ Wahrlich die Civiliſation iſt ſchnell. Wie froh bin ich, daß ich nicht früher gekommen, denn dreißig Jahre früher hätte man mir vielleicht aus lauter Verehrung den Kopf abgeſchnitten, oder mich lebendig gebraten, um den zürnenden Eatu-Rahai (Donner-Gott) durch meine muſikaliſche Perſönlichkeit zu verſöhnen.

Auch die Muſen Tahiti's ſind hier nicht ganz verwaiſt, denn nach der Tafel führten die franzöſiſchen Officiere eine theatraliſche Vorſtellung auf, und gaben Molière's „Bourgeois gentilhomme“ zum Beſten. Aber nicht zu meiner Befriedigung, denn ich langweilte mich ſo, daß ich lieber in den Garten ſpazieren ging, an deſſen blühender Farbenpracht ich mich ergötzte. Die Franzoſen, die auf dieſer Inſel ſich alle Lebensgenüſſe herbeizaubern,

haben dieſen Garten, der ſchon von Natur aus allen Zauber des Südens entfaltete, noch durch kunſtreiche Anlagen, mächtige Cascaden und Springbrunnen zu einem wahren Feenhain geſtaltet.

Alle Blumen und Gewächſe erreichen hier einen ungemeinen Grad von Vollkommenheit. Die Blumen ſind üppiger und duftreicher, beſonders übertreffen die Roſen an Geruch und Farbenpracht faſt jene des Orients. Die ganze Natur ſcheint im Feierkleide zu prangen. Jubelnde Vögel ſpiegeln ſich dort im Sonnenglanz, der Kolibri umſchwärmt die Aloe, Schmetterlinge in glänzender Farbenpracht umflattern die Roſen, aber auch Mosquitosſchwärme durchſauſen die Luft, Vampyre, die ſchmeichelnd Kühlung zuwehen, während ſie dem Schlafenden das Blut ausſaugen, und Schlangen, unter Blumen verborgen, haben hier ihren verderbenden Wohnſitz und können namentlich dem unachtſamen Europäer gefährliche Feinde werden.

Der Schloßgarten war dießmal ausnahmsweiſe auch den Eingebornen geöffnet, die ſich ſehr zahlreich in ihrem Sonntagsſtaate, oder mitunter auch in halbnackter Toilette einfanden und allerlei Spiele und Künſte zum Beſten gaben.

Tahiti, 12. Oktober 1854.

Sehr originell und merkwürdig ſind hier die Tänze. Tahitiſche Mädchen, die mit herabwallenden Haaren, mit Blumen geſchmückt, ſonſt aber nur ſehr wenig bekleidet ſind, jagen wie im Fluge dahin. Dieſes geht ſo fort, bis ſie athemlos und erſchöpft in den Sand ſinken, wo ſie ſo lange regungslos liegen bleiben, bis es der pantomimiſchen Ueberredungskunſt ihres Tänzers gelingt, die Erſchöpfte zu einem neuen Tanze zu bewegen; wie ein Blitz ſo raſch ſchnellt ſie empor und unter den phantaſtiſchſten Sprüngen raſt ſie fort, ſo lange ſie Athem hat. Wehe aber dem Tänzer, der aus Ungeſchicklichkeit fällt. Von neckenden Mädchen umringt, wird er mit Waſſer begoſſen, mit Cocosſchalen beworfen, verlacht und ausgehöhnt, und zum Finale wird ihm mit Kuhhörnern ein ohrenzerreißendes Charivari gebracht, was er jedoch, da es Landesſitte iſt, nicht übel nehmen darf.

Noch merkwürdiger war ein Indianermädchen, das eine große Rieſenſchlange um den Körper gewunden gleich einem zahmen Lämmchen mit ſich herumführte. Aber eine Gewalt übte ſie auf das Ungeheuer, welches ſie ſeit ihrer Kindheit wunderbar gezähmt und in allerlei Künſten abrichtete, die an das Unglaublichſte grenzten. Jedes Wort, jede Geberde der Gebieterin wurde von der Schlange verſtanden und befolgt. Verlangte das Mädchen nach einer Roſe, ſo kroch das Thier nach der bezeichneten Stelle, pflückte die Blume, und ſich dann liebkoſend an

ihrer Herrin hinaufſchlingend, überbrachte ſie die verlangte Blume. Dieſe merkwürdige Dreſſur verſtanden insbeſondere die alten Eingebornen, die nicht nur kleine Arten, ſondern auch ſchreckliche Rieſen- und Klapperſchlangen zu allerlei Künſten und Spielen abrichteten.

Auch die Königin wurde erwartet, erſchien aber nicht, denn Pomare ſucht ſo wenig als möglich mit den Franzoſen in Berührung zu kommen, beſonders ſcheint ſie keine Freundin der Gouverneurin zu ſein, denn wie ich durch den ſchon erwähnten Miſſionär erfuhr, ſoll Letztere und nicht der arme Flötenſpieler die Urſache geweſen ſein, daß Pomare ſo ſchnell mein Konzert verließ.

Der Abend lagerte ſchon ſeinen dunklen Schatten über die Berge und Blumenebenen Tahiti's, als ich das Schloß des Gouverneurs verließ. Der dunkelblaue Nachthimmel glänzte voller Sterne, balſamiſche Lüfte ſäuſelten erfriſchend durch ernſte Cypreſſen und ſchlanke Dattelpalmen, die ihre Kronen leiſe im Windeshauche wiegten, und die duftenden Blumen, abgemattet von der Sonnengluth, erhoben ſich jetzt, eine zauberiſche Pracht entfaltend. Johanniswürmchen leuchten durch das dunkelgrüne Gebüſch der duftenden Orangenbäume, aber noch mächtiger leuchtete der Mond ſein Silberlicht durch dieſes Märchengebilde einer Sommernacht, deſſen erhabene Schönheit ſich die lebhafteſte Einbildungskraft nicht vorzuſtellen vermag.

Von erquickenden Abendlüften magiſch fortgezogen, wandelte ich, in Gedanken vertieft, zwiſchen blühenden Cactus und Aloen, unter rieſigen Palmen, zu denen der Menſch ſich wie ein Zwerg verhält, auf einem zum Gebirge führenden Wege, als ich am Abhange eines Palmenwaldes ein hellerleuchtetes Gebäude erblickte, aus dem Orgelklang und Geſang ertönte. Ich trat ein und befand mich in der erſten katholiſchen Kirche Otahaiti's, durch welche Königin Pomare 1828 den Götzendienſt verdrängte; 35 mächtige Säulen von Brodfruchtbäumen tragen das Gebäude, deſſen Inneres einfach und prunklos, aber feſtlich mit Blumen geſchmückt, ein feierliches Ausſehen hatte. Vor dem Hochaltar, den nur ein einfaches Madonnenbild zierte, wurde die Meſſe geleſen. Eingeborne Männer und Frauen knieten andächtig auf den Altarſtufen, tahitiſche Mädchen und Knaben, in weiße Tücher gehüllt, ſangen im feierlichen Chore, begleitet von den melancholiſchen Tönen der Orgel ſo andächtig und erhebend, daß ſelbſt die trivialen franzöſiſchen und engliſchen Gaſſenlieder, die von den fremden Seefahrern auf Tahiti eingeführt, und von den unſchuldigen Naturkindern in langgetragenen Accorden als Kirchenlieder benützt werden, dieſe Weihe nicht entzauberten.

Das Funkeln der Kerzen auf dem Altare, die Weihrauchsdüfte und die Andacht der Betenden unter dem Rauſchen der Orgel, ſtimmte mich melancholiſch und wehmüthig. Der Prediger, ein alter ergrauter Mann, beſtieg

jetzt die Kanzel und ſeine Stimme hallte feierlich in tahitiſcher Sprache durch die Räume. Nach ihm beſtieg ein Eingeborner den Stuhl und ſprach begeiſtert für den chriſtlichen Glauben.

Jeden Sonntag und Mittwoch finden Gottesverehrungen ſtatt, und an dieſen Tagen wird bei Geſang, Predigt und Gebet die Nacht zugebracht. Die Geiſtlichkeit beſteht aus Miſſionären, die aber nicht immer gelehrte Theologen ſind.

Endlich ging mir ein langerſehnter Wunſch in Erfüllung. Dienſtag erhielt ich durch den Gouverneur die Nachricht, daß mich Pomare zu hören verlangt, und da die Audienz noch am ſelben Tage ſtattfinden ſollte, ſo mußte ich mich über Hals und Kopf hofmäßig in Bereitſchaft ſetzen.

Um 3 Uhr Nachmittags, die Sonne brannte gerade am heftigſten, ſchritt ich in Begleitung des Miſſionärs, der zugleich Hauspater der Königin iſt, durch die Straßen Tahiti's. Ein halbnackter Indianer trug meinen Violinkaſten hinten nach, und während der Miſſionär mir mein Verhalten bei der Königin vorzeichnete und meinem ängſtlichen Gemüthe Troſt zuſprach, ſchifften wir in einem Kahne nach der Inſel Papetée, der Reſidenz Ihrer barfußen Majeſtät.

Ein reizenderes Bild kann man ſich nicht denken, als dieſes hellgrüne Eiland, das gleich einem Zauber-

garten auf ſtiller Flut ſchwimmend, auf einer Seite von lieblichen Häuſern und Gärten, auf der andern von ſchäumenden Riffen eingefaßt iſt, an denen die Wellen des Ozeans an ſtürmiſchen Tagen oft 30 Fuß hoch hinaufſprühen.

Durch einen kleinen Palmenwald, an deſſen Ende mehrere Hütten der Eingebornen zerſtreut umherlagen, gelangten wir zu dem Hauſe der Königin, welches ſehr reizend mitten in der tropiſchen Pflanzenwelt liegt. Das Haus gleicht einem europäiſchen Wohngebäude, iſt mit zierlichen Fenſtern, ſogar mit einem Balkon verſehen, und eine vergoldete Krone, die auf der Dachſpitze in der Sonne glänzt, verkündet den Herrſcherſitz der gelben Königin. Eine Schildwache, halb in glänzender Uniform, halb nackt, mit Flinte und Säbel ſchwer bewaffnet, ging trotzig auf und nieder, aber nachdem wir ihr ein Geldſtück in die Hand gedrückt, wurde ſie freundlicher, und öffnete uns bereitwillig die Pforten zum Throne der Monarchin.

Während der Miſſionär meinen Beſuch der Königin meldete, wartete ich in einem Zimmer des Erdgeſchoſſes, welches nur mit einem langen Tiſch meublirt war, auf dem ein ſehr wohlbeleibter Mann in etwas ſtarker Negligée zu ſchlafen ſchien. Kurz nach meinem Eintreten erhob er ſich gähnend, hüllte ſich in einen grünen Frack, ſchnallte einen ſchweren, roſtigen Degen um, und ſchien ſehr verwundert, als er mich erblickte. Unter

dem Beendigen ſeiner Toilette, muſterte er mich mit allerdings nicht ſehr freundlichen Blicken ſo durchdringend, und machte ein ſolch diplomatiſches Geſicht, daß ich nicht länger daran zweifeln konnte, entweder einen Kämmerling, oder gar einen Miniſter ihrer Majeſtät vor mir zu haben. Schnell verneigte ich mich gegen den auf mich zuſchreitenden gelben Diplomaten, der ſich eben etwas unzart über meine Anweſenheit erkundigen wollte, als der Miſſionär eintrat und mich zur Königin berief. Allerlei Ammenmärchen von Hautabziehen, Kopfabhacken und Lebendiggebratenwerden, durchkreuzten düſter meine Phantaſie, als ich die Geige unter dem Arm, durch die mit allerlei myſtiſchen Geräthſchaften, Waffen, Kriegstrophäen, Schädeln von vielleicht gefreſſenen Feinden, behangenen Vorgemächer der Indianer-Königin ſchritt.

Mein Begleiter führte mich in ein Gemach, wo eben mehrere Hofdamen in nicht ſehr reizender Negligée Toilette machten. Hier ſtimmte ich meine Geige, waffnete mich mit dem Bogen, und in wenigen Minuten ſtand ich vor der barfußen Potentatin.

In einem mit buntem Baumwollenzeug drapirten, ſonſt aber ſehr wenig meublirten Gemache, ſaß auf Strohmatten, mit untergeſchlagenen Füßen, die Königin Pomare. Ein grell gemaltes Madonnenbild hing über ihrem Sitze, und zu ihrer rechten und linken Seite kauerten zwei barfuße Hofdamen in phantaſtiſchem Anzuge, die mit großen Fächern aus Straußfedern ihrer Herrin Kühlung zuwehten.

Pomare, ungefähr 36 Jahre alt, ist eine eher große, als keine Gestalt, ihr Körperbau edel und wohl geformt, ihre Haltung nicht ohne Majestät und Würde, und ihre Gesichtszüge, voll Ausdruck und Lebhaftigkeit, zeigen Spuren einstiger Schönheit, obwohl die etwas aufgeworfenen Lippen und der gelbe Teint ihrem Gesichte ein eigenthümliches Aussehen geben. Ihr sehr dunkles Haar wird durch einen großen Kamm auf dem Wirbel zusammengehalten, und auf ihrer schön gewölbten Stirn sitzt ein einfacher, goldener Reif. Ein durchsichtiges Mousselinkleid, von lichtblauer Farbe, umhüllte in weiten Formen ihre Schultern und schloß sich eng an die Hüften, wo es durch eine Binde zusammengehalten wurde, aber es war nur sehr kurz, und reichte kaum über die Kniee. Arme und Beine waren mit Glasperlen, Korallen und Muscheln geziert, und die große Fußzehe sehr sorgfältig mit einer röthlichen Farbe bemalt und mit Ringen geschmückt.

Um ja keinen Verstoß gegen die tahitische Hofetiquette zu begehen, verneigte ich mich so tief als möglich, und begann mit einigen einfachen Melodien dieses seltsame Hofkonzert. Aber Pomare hörte nicht und schwatzte zu meinem großen Verdruß lieber mit ihren barfüßigen Hofdamen, die mit ihrem Geschnatter mein Spiel übertönten. Schon dachte ich, verdrießlich über diesen unerwünschten Erfolg, an den Rückzug, als ich mich entschloß, noch einen letzten Versuch zu machen, den Bogen in Be-

wegung ſetzte, und das „Vöglein“ ertönen ließ. Die Königin wurde aufmerkſamer, das Yankee Doodel ſchien ihr nicht unbekannt, denn als dieſes in Flageolette ertönte, nickte ſie mit dem Kopfe und ſchien ſo entzückt davon, daß ſie ihre beiden Kinder herbeiholen ließ, die mein dankbarſtes Publikum bildeten; denn während der Kronprinz, ein kleiner, vollwangiger Junge, in die Hände klatſchte, führte die Prinzeſſin, ein etwa dreizehnjähriges Mädchen, nach dem Takte der Muſik einen Tanz auf, wovon Pomare ſo entzückt wurde, daß ſie ihren ganzen Hofſtaat um ſich verſammelte.

Der königl. Gemahl, der Prinz Albert von Tahiti, ein junger Indianer von rieſenhaftem Wuchſe, erſchien jetzt und mit ihm ein ganzer Schwarm barfußer Höflinge, die in den abenteuerlichſten Anzügen ſich um meine arg bedrängte Perſönlichkeit gruppirten, bald mich, bald meine Violine angafften oder in die Saiten griffen, kurz, mich ſo umdrängten und umſchnatterten, daß ich faſt keinen Raum mehr fand, den Bogen zu führen. Es iſt ſchwer, die grellen Situationen in dieſem phantaſtiſchen Zirkel zu ſchildern, und ein zweitesmalwürde ich mir es überlegen, der Neugierde dieſes Opferzu bringen.

Pomare verabſchiedete bald ihre ganze Umgebung und blieb mit mir allein. Sie winkte mir näher und wünſchte meine Geige zu betrachten. Ich war in Verwirrung, aber da war keine Weigerung möglich, und

nach kurzem Beſinnen übergab ich meinen Schatz den Händen der Indianerkönigin. Während ſie mit den Fingern an den Saiten zupfte, ſtand ich wie auf der Folter, nur ein Gelüſte dieſer Herrſcherin und die Geige iſt für mich verloren. Pomare gab ſie mir unverſehrt zurück, ich athmete freier und ſpielte aus Dankbarkeit ein tahitiſches Volkslied. Sie ſchien ſehr erfreut darüber, und frug mich in gebrochenem Franzöſiſch, ob ich auch aus dem Lande der Franzoſen komme? und als ich dieſes verneinte, faßte ſie meine Hand, drückte ſie und flüſterte geheimnißvoll: „Ich liebe dieſe Männer nicht.“ Wohl mag ſie Urſache haben, dieſen Männern zu grollen, die ihre freie Stellung und Unabhängigkeit untergruben, die ihr Macht, Anſehen und Scepter aus den Händen wanden und ſie zu einer Königin nur dem Namen nach machten. Sie löſte ein kleines goldenes Kreuz von ihrer Korallenkette und reichte es mir mit den Worten: „Dies als Erinnerung an Pomare.“ Hierauf verneigte ich mich tief vor der gelben Majeſtät und verließ mit dem Miſſionär das königliche Haus und die Inſel Papetée.

Nie werde ich den Aufenthalt auf Otahaiti vergeſſen. Jetzt geht es wieder zur See. Alles iſt gerüſtet, die Winde ſind günſtig, in wenigen Wochen wölbt ſich ein anderer Himmel über mir, und an dem Tage, an dem dieſes Schreiben nach Europa gelangt, bin ich ſchon in — Auſtralien.

Sidney, 1. Dezember 1854.

Wie traurig ſind dieſe Küſten Auſtraliens! düſter und troſtlos ragen nackte Felſentrümmer aus den ziſchenden Wogen wie zerſchmettert von einem Aufruhr der Natur. Nur hie und da ragt eine einſame Palme, verdorrt und entblättert vom Sonnenbrande, aus dieſen Steinwüſteneien, die das Gemüth des Reiſenden ſo bange und trübe ſtimmen, daß man ſich forſehnt und ſich glücklich fühlt, den ſichern Hafen zu erreichen. Nach einer fünfwöchentlichen ermüdenden und gefährlichen Fahrt, erreichten wir am 25. November den Hafen Port Jackſon. Dichter Nebel lagerte bei unſerer Einfahrt über dem Spiegel der herrlichen Bay, doch bald vertrieb ihn der Strahl der belebenden Morgenſonne, und mit entzückender Ueberraſchung erblickten wir das langerſehnte Sidney, das gleich einer **fata morgana** ſich aus der ſtillen Fluth erhob.

Die Stadt iſt zwiſchen zwei, in die See hineinragenden, Vorgebirgen gelegen, welche die in den Port Jackſon mündende Sidney-Bay bilden, deren Zugang zwei Forts vertheidigen und in der die größten Seeſchiffe ſich überall gefahrlos dem Ufer nähern können. Reizende Baumgänge und Villen umſchatten die Ufer des, von der Natur wunderſam gebildeten, Hafens. Stolze Dampfer, die mannigfaltigſten Schiffe aller Nationen, mit unzähligen Wimpeln, Segeln und Flaggen, die im Winde flattern, durchgleiten wie Schwäne die blaue Fluth, zierliche

Gondeln und Fiſcherboote hüpfen über die leichtgekräuſelten Wellen, und im Hafen herrſcht ein Gewimmel und Gewoge, ein Leben und Treiben, welches die kühnſten Erwartungen übertrifft.

Im Jahre 1788 entfernte das glückliche England ſeine Verbrecherſchaaren, wie den Eiter eines Geſchwüres, und ſendete den Auswurf der Geſellſchaft in das grenzenloſe auſtraliſche Zuchthaus, um in dieſem entfernteſten Winkel der Erde eine Niederlaſſung zu gründen. Die Oſtküſte von Neuholland — einer Inſel, größer als Europa — wurde als vortheilhafteſter Punkt zu dieſer Anſiedlung gewählt, Botany-Bay genannt, und inmitten auſtraliſcher Wildniß ſchimmerte der Civiliſation ein Hoffnungsſtrahl. Aus der Botany-Bayer Spitzbubenherberge entſtand bald die Stadt Sidney, anfangs dürftig und armſelig, wie ihre Gründer, ſpäter durch Viehzucht und Handel mit Schafwolle gehoben, jetzt aber eine reiche, blühende Stadt, wie ein Märchen aus 1001 Nacht aus der Erde hervorgezaubert. Ueber 60,000 Einwohner bevölkern dieſes neugeborene Wunder, Palaſt um Palaſt ſteigt aus der Erde empor, mächtige Kirchen erheben ſich ſtolz. Städte und Dörfer, Felder und Aecker, Straßen und Eiſenbahnen entſtehen wunderbar raſch im Innern des Landes, wie ſie ohne den Zauberhebel des Goldes — das erſt im Februar 1851 durch Hargräves entdeckt wurde — nimmermehr entſtehen konnten.

Sidney, durch den wunderbaren Hafen beſonders

begünſtigt, iſt der Centralpunkt des Verkehrs der ganzen Südſee. Es iſt der Sitz des Gouverneurs, hat große öffentliche Gebäude, drei Theater, mehrere Banken und Sparkaſſen, ein Waiſenhaus, von welchem die darin erzogenen Mädchen eine Ausſtattung erhalten, ferner eine philoſophiſche und Ackerbau-Geſellſchaft, ein topographiſches Bureau, viele Hoſpitäler, Schulen für Eingeborene und ſeit Kurzem eine Univerſität mit Sternwarte.

Die ganze Stadt iſt bis zu den Zifferblättern der Uhren mit Gas beleuchtet, ziemlich gut gepflaſtert und die Häuſer, ſehr leicht aus Backſteinen aufgeführt, ſind inwendig auf das Wohnlichſte eingerichtet. In den Straßen, früher verwaiſt und einſam, drängt ſich jetzt eine ganze Welt von Engländern, Chineſen, Negern und Malayen in bunten, maleriſchen Trachten.

Schon am erſten Morgen nach meiner Ankunft wurde ich von mehreren Deutſchen beſucht, die meine Ankunft aus den Zeitungen erfahren. Wie man ſich in der weiten Fremde freut, auch nur den gleichgiltigſten Bekannten zu begegnen, ſo fühlte ich mich ſehr angenehm überraſcht und unternahm unter ihrer Führung eine Wanderung durch die Stadt.

Den Mittelpunkt Sidney's bildet der „Victoria-Platz". Hier iſt der leidenſchaftlich bewegte Brennpunkt dieſer neuen Welt, das Hauptquartier der Civiliſation. Hier giebt es Buchhandlungen, Leſekabinete, Kaffee- und Speiſehäuſer, Konditoreien. Da findet ſich Alles, was

das genußſüchtige Herz begehrt, die prächtigſten Läden, reiche Waarenmagazine mit Geſchmeiden von Gold und Edelſteinen, und Alles in ſo reichem koſtbarem Vorrath, daß ſelbſt eine durch europäiſchen Luxus verwöhnte Dame mit Bedenken wählen würde, und welch ein Gewühl, welch Leben, Treiben und Schreien aller Völker, Sprachen und Sitten. Dort die phlegmatiſchen Engländer in ihren weiten herabſchlotternden Kleidern, die ſo verdroſſen-emſig ihre Beine in Bewegung ſetzen, als würden ſie mit der Peitſche dazu genöthigt, hier die ſchüchternen Deutſchen und die „grünen" Ankömmlinge, die, ſcheu und verlegen, nicht den Muth haben, ein lautes Wort zu ſprechen, dort wieder die breiten plumpen Irländer und die tölpelhaften Bauern, dazwiſchen die häßlichen Auſtral-Neger in ihrer ſtupiden Verſchmitztheit und die drolligen Figuren der Chineſen, die in komiſcher Gravität durch die Straßen trippeln, und mit den kleinen Augen blinzelnd alle dieſe Wunder begaffen. Mit fieberiſchem Golddurſt jagt Alles durch die Straßen. „Make money" (Geld machen) iſt die Loſung, das einzige allgemeine Ziel dieſer leidenſchaftlich bewegten Menge.

Von ſehr komiſcher Wirkung war der Beſuch des chineſiſchen Viertels. In der Hölle kann der Lärm nicht größer ſein, als hier während des Karnevals. Schauſpieler, Tänzer und Gaukler produziren ſich dort den ganzen Tag in ihrer ſeltſamen barocken Art, unbekümmert um den Wirrwarr und Spektakel der Geſchäftsleute und

Krämer, die ſich gegenſeitig den Markt zu verderben ſuchen, ſich wüthend herumbalgen, bei den Zöpfen packen, oder den Fremden mit Gewalt in ihre Buden ſchleppen. Jetzt ſinkt hinter den blauen Bergen die Sonne unter, herrlich auch hier wie überall, und ermüdet von meinen Wanderungen kehrte ich in ein Kaffee- und Speiſehaus ein, welches hellerleuchtet in einer der belebteſten Straßen lag.

Da ging es luſtig her, da wurde gelacht, geſchrien und geflucht, da klapperten die Billardkugeln, da knallten die Stöpſel der Champagnerflaſchen, da findet man die wunderlichſten Tableaux, die abenteuerlichſten Geſtalten und Geſichter, Piraten und Goldjäger, ehrliche Leute und Lumpengeſindel, Glücksritter, Aerzte, Spieler, Kaufleute, Amerikaner, Chineſen, ja ſogar jüdiſche Geſchäftsleute, welche Letztere, meiſt aus Deutſchland gekommen, ſich hier ſchon ſo heimiſch fühlen, daß ſie faſt darüber das gelobte Land vergeſſen.

In den angrenzenden Gemächern herrſchte eine feierliche, faſt ſchwüle Ruhe; da liegen die Spieltempel, in denen die Bankhalter ihr nichtswürdiges Geſchäft betreiben. Dort ſitzt der Leichtſinn mit dem Laſter am Pharaotiſche und ſpielt mit dieſem va banque, viele Unerfahrene werden täglich ausgeplündert, denn das Geſetz hat hier noch zu wenig Kraft, um dieſem wüſten Treiben einen Damm zu ſetzen.

Die Spielwuth, dieſe mit dem Golddämon zugleich

heraufgeſtiegene Furie, übt den giftigſten Einfluß auf das ſociale Leben; niedrige Habſucht und gemeine Sinnesluſt haben dieſe Stadt immer zu ihrem Tummelplatze gewählt, obwohl ſchon viel geſchah und gewiß noch mehr geſchehen wird, um den Geiſt des Geſetzes und der Civiliſation in einem Staate zu verbreiten, der von Londoner Gaunern und Diebinnen gegründet, in einem ununterbrochenen anarchiſchen Zuſtand aufwuchs. Zwanzig Jahre lang galt der Branntwein als Scheidemünze, ſo vernachläſſigt blieb dieſe Kolonie von Seite der engliſchen Regierung.

Mit der Auffindung des Goldes hat ſich die Bevölkerung Neu-Südwales faſt um eine Million vermehrt, von der ungefähr der dritte Theil aus von England verbannten Verbrechern beſteht. Die Letztern werden hier zu öffentlichen Arbeiten aller Art und als Taglöhner für die Anſiedler verwendet, nach Ablauf ihrer Strafzeit erhalten ſie Land, wenn ſie ſich anſiedeln, oder eine andere Unterſtützung, wenn ſie ein Handwerk treiben wollen, und bei weitem die Meiſten werden auf dieſe Weiſe der Geſellſchaft wieder gegeben, ja Viele unter ihnen gehören zu den angeſehendſten Bewohnern Sidney's und haben durch gutes Betragen häusliches Glück und bürgerliche Achtung erlangt.

Die Hotels und Speiſehäuſer ſind ganz nach engliſcher Art eingerichtet, Alles ſehr luxuriös und großartig, aber ſo enorm theuer wie in San Francisko. Verge-

bens ſchnürt man den Beutel aufs Engſte zuſammen, er leidet dennoch an der Schwindſucht, denn beinahe vier Pfund Sterling ſind erforderlich, um den Tag bequem und anſtändig verleben zu können. Dieſes ſogenannte anſtändige Leben wird freilich von ſo manchen Glückspilzen noch viel weiter ausgedehnt, denn Viele verpraſſen ihren Reichthum eben ſo ſchnell, als er von ihnen erworben wurde. Beinahe fünfhundert Spielhäuſer halten hier ihren verderblichen Wohnſitz, und Tauſender von Menſchen einzige Beſchäftigung iſt die des Spielens. Das Treiben dieſer Leute kann nicht ſchwarz genug geſchildert werden; kein Mittel iſt ihnen zu laſterhaft, ja die raffinirteſten Lockungen werden ausgedacht, um den unachtſamen Fremden ins Verderben zu führen. Da findet man unter andern ein großes Spielhaus, wo jede Woche zweimal offene Tafel gehalten wird. Der Fremde bedarf nur einen ſchwarzen Frack, weiße Weſte und lackirte Schuhe, um an dieſem Göttermahl Theil nehmen zu können. Freilich erfordert es die Delikateſſe, daß man nach Tiſche ein Spielchen wagt, aber wehe dem Fremden, der ungewarnt dem Lockſpielhauſe in die Schlinge geht; ſo mancher Unglückliche fand von dort aus ſchon den Weg zur Verzweiflung oder zum Selbſtmorde.

Der Hauptſammelplatz der Sidneyer Welt iſt der „botaniſche Garten", in welchem man zwar weniger Blütenſtaub, aber um ſo mehr irdiſchen findet, denn in der

trockenen Jahreszeit, die gewöhnlich acht Monate anhält, ſpielt die Hitze und der Staub eine größere Rolle, als die erquickende Pflanzenwelt. Zwar ſchießen hier die großartigſten Gewächſe über Nacht empor, aber leider dauert ihre Herrlichkeit nicht lange, und bald erliegen ſie den Strahlen der verſengenden Sonne. Eine Reihe ſteifer Gummibäume bildet eine ununterbrochene Allee und führt in den, mit der geputzten haute-volée Sidney's gefüllten Garten. Excentriſche Engländer fahren hier in plumpen Reiſewagen, die ſchwarze Dienerſchaft inwendig, die Herrſchaft im plebejiſchen Anzuge unter großen Strohhüten auf dem Bocke. So Mancher unter ihnen, der jetzt die ſtolzen Roſſe lenkt, hatte in ſeiner Heimath nicht Geld genug, ſein Steinkohlenfeuer zu bezahlen; ſo Mancher, der in Europa den Diener machte und ohne Schuhe hierhergeſchifft kam, fährt jetzt in prächtiger Karoſſe und ſpielt den großen Herrn. Alles findet man da, neben dem glänzendſten Reichthume das unſäglichſte Elend.

In der Mitte des Gartens liegt ein Platz, mit Stühlen und Bänken verſehen, da iſt der tägliche Sammelplatz der Dandy's und der feinen Damenwelt. Frauenzimmer, die, Gott weiß von wo und wie hieher gekommen und den Sommer ſchon weit hinter ſich haben, ſitzen hier umſchwärmt von Anbetern, umſchimmert von neuen Hoffnungen, ſchon mit einem Fuße im Eheſtande, obſchon ihre Herzen nach europäiſcher Zeitrechnung ſchon lange

Ferien halten ſollten. So mancher heirathsluſtige Sidneyer ſeufzt wohl im Stillen über die karge Auswahl, aber was iſt zu thun; der Mangel am „ſchönen Geſchlechte“ iſt groß und Europa iſt fern. Nicht weit davon befindet ſich eine große Wieſe, auf der einige Hundert auſtraliſche Goldſprößlinge herumhüpfen, die ein ſolches Geſchrei machen, als wenn ſie beweiſen wollten, daß ſie würdige Kinder jener Männer ſind, die dort unter dem ſchattigen Dache einer Kaffee- und Eisbude, unter einem großen Zuſammenlaufe und wüthendem Geſchrei das Gold taxiren. Des Nachts wird es noch ärger, denn nach den Mühen des Tages verſammelt ſich hier die handelsbefliſſene Jugend, die Börſen- und Goldmäklern freuen ſich des Lebens und der freien Luft.

Einige Tage nach meiner Ankunft machte ich den verſchiedenen Zeitungs-Redakteuren Sidney's meine Aufwartung, und mein erſter Beſuch galt Mr. „.....“ dem Redakteur der „.....“.

Ein palaſtähnliches Haus, in deſſen Erdgeſchoß eine große Druckerei in voller Thätigkeit arbeitete, empfing mich. Im erſten Stock fand ich unter verſchiedenen Schildern und Annoncen auch eine Tafel, auf der mit großen Buchſtaben zu leſen war, daß Mr..... in den gewöhnlichen Geſchäftsſtunden überhaupt nur dann zu ſprechen ſei, wenn man ſeine ſo höchſt koſtbare Zeit vergüte. Jedermann ohne Unterſchied ſei daher angewieſen, ſich an der Kaſſe im Warteſaal eine Sprechkarte zu lö-

ſen. Eine Stunde zehn, eine halbe ſechs, und eine Viertelſtunde drei Schillinge, ſo lautete dieſer merkwürdige Zeit-Preistarif. Ich trat in den Warteſaal, kaufte mir bei dem rothbefrackten Auſtral-Neger eine Stunde Zeit ſeines Herrn und trat neugierig in das Sprechzimmer dieſes uneigennützigen Journaliſten. Dieſer nahm mich ſehr verdroſſen und ſchläfrig auf. Sie ſind Artiſt? kommen gewiß aus Europa, wollen hier Geld machen? Dieſes waren die Fragen, die er an mich richtete und zwar in nicht ſehr freundlichem Tone. Erſt als er erfuhr, daß ich aus Südamerika und Kalifornien komme, erheiterte ſich ſein fahles Geſicht und ſeine Stimme wurde freundlicher. Er fragte mich, zu welchen pekuniären Zugeſtändniſſen ich mich herbeilaſſen werde, wenn ſein Blatt mir zu einem tüchtigen Erfolge verhelfe. Ich erwiderte, verblüfft über dieſe etwas unverſchämte Frage, ich wolle mich gewiß ſehr dankbar zeigen. Da ſchüttelte er den Kopf und meinte, das ſei nicht beſtimmt genug. Ich müſſe mich genauer mit ihm verſtändigen und eine gewiſſe Summe ausſetzen, denn nur dann ſei mein Erfolg geſichert. Ich bat um einige Tage Bedenkzeit, verließ dieſen Tempel der Uneigennützigkeit und verfügte mich in die verſchiedenen Bureaus der andern Zeitungs-Redakteure, die mir nicht ſo hart das ſcharfe Meſſer an den Hals ſetzten, ſondern mich ſehr freundlich aufnahmen und mir mit Rath und That an die Hand gingen.

Mein erſtes Konzert findet am 5. Dezbr. im The-

ater Royal ſtatt und ich habe die beſten Ausſichten auf guten Erfolg.

Miß Hayez, mit der ich überall zuſammentreffe, wird hier im wahren Sinne des Wortes mit Gold überſchüttet. Ganz Sidney ſchwärmt für den „iriſchen Schwan" (ſo nennt man ſie hier), und ſeit der Entdeckung des Goldes, hat hier noch Nichts einen fieberhafteren Enthuſiasmus hervorgebracht als das Auftreten dieſer Sängerin. So oft ſie ſingt, iſt das Haus ſo überfüllt, daß ich für mein erſtes Konzert ſchon mit der Hälfte dieſes Publikums zufrieden wäre. Die Konzertkoſten ſind ungeheuer, aber auch die Eintrittspreiſe. Die Loge koſtet 5 Pfd. Sterling, 1. Sitz 2 Pfd. Sterl. und Eintritt $^1/_2$ Pfd. Sterl. Ich wollte, das erſte Konzert wäre ſchon glücklich vorüber, denn dieſes iſt entſcheidend.

Sidney, 20. December 1854.

Vierzehn Tage befinde ich mich jetzt in Sidney und ſo behaglich, wie man ſich nach einer dreimonatlichen Seefahrt fühlt, die nebſt Mühſeligkeiten und Gefahren auch noch eine faſt erdrückende Langeweile im Gefolge führt, welche die auch mit der reichſten Phantaſie begabten Menſchen in Cretins umzuwandeln vermag.

Nun iſt es mir auf dem Feſtlande, mitten in der Civiliſation, als wäre ich aus der Tiefe des Meeres,

wo wilde Fiſche und Seeungethüme nach mir ſchnapp-
ten, wieder hinaufgehoben in die freie Luft. Das Grün
der Bäume, das Sonnenlicht, die Menſchenſtimmen und
das Geräuſch des Lebens entzückt mich ſo, es ſtimmt
mich ſo froh und heiter, daß ich die Länder, Berge und
Meere vergeſſe, die zwiſchen mir und meiner Heimath
liegen.

Sidney beſitzt aber auch, wie eine große Weltſtadt,
alles was man braucht, um dieſen iſolirten Winkel der
Erde vergeſſen zu können; die Genußſucht und der Luxus
ſind auf das Aeußerſte getrieben, und der Fremde,
der, wie z. B. ich, ſich längere Zeit mit den Broſaa-
men der Kultur begnügen mußte, wird hier plötzlich in
ein Meer von Vergnügungen geſtürzt. Außer den Zer-
ſtreuungen der Privatgeſellſchaften, findet man Muſik-
und Geſangsvereine, Bälle, Maskeraden, Konzerte, Cir-
kus und Wettrennen, Oper und Schauſpiele, Spa-
zierfahrten nach den Garteninſeln, ähnlich denen von
Longechamp in Paris, Luftfahrten auf dem Meere nach
den reizenden Cooks river und dem Leuchtthurm, der
einen reizenden Vergnügungsort bildet. Doch bei aller
Luſtigkeit herrſcht hier nicht jene peruaniſche Lebhaftigkeit,
kein eigenthümlicher Volksjubel des ſüdlichen Himmels
von Lima und San Jago, obwohl reiche Engländer ſich
einige Male im Jahre das Vergnügen machen, und na-
tionelle Wettrennen mit exentriſchen Maskeraden auf-
führen.

Das Wettrennen hat hier einen beſonders leidenſchaftlichen Charakter, und gleich nach den Tagen meiner Ankunft wohnte ich einer ſolchen Maskerade bei, die den Schluß der Saiſon bildete. Der Schauplatz iſt eine große Ebene vor der Stadt. Hier ſtrömen Tauſende von Menſchen herbei, viele maskirt, und Hunderte von Wagen fahren in zwei Reihen langſam auf und nieder. Schaugerüſte und Tribünen ſind mit geputzten Herren und Damen beſetzt, und Jeder hat ein Körbchen mit Gipskügelchen zur Hand, die nach den Masken auf der Straße geworfen werden, welche dieſe Kanonade in ſcharfen Ladungen erwidern, denn nichts wird an dieſem Tage übel genommen. Harlekine und Polichinelle laufen neben den Wagen einher, klettern auf den Tritt und ſagen den Damen Schmeicheleien und pikante Neckereien. Jetzt machen zu beiden Seiten die Zuſchauer Platz, um den Pferden die Mitte des Platzes frei zu laſſen. Hinter einem ausgeſpannten Seile ſtehen die ungeduldigen Roſſe, die Kanonen geben das Signal, God save the Queen ertönt, und die Trompeten ſchmettern. Plötzlich werden die Pferde losgelaſſen und fliegen mit Windesſchnelle durch die Rennbahn bis ans Ziel, wo ein ausgeſtecktes Zeichen den weitern Lauf hemmt. Die Roſſe werden wieder eingefangen, und der Beſitzende des Siegers erhält den Preis, der in einem Stück Goldquarz von 50 bis 100 Pfund beſteht. Ein donnerndes Lebehoch wird dem Sieger als Huldigung dargebracht, der dann

gewöhnlich einige Faß Branntwein zum Beſten giebt, und mit Begeiſterung nach Hauſe getragen wird.

Abends beſuchte ich zum erſten Mal das Schauſpielhaus, denn im Opernhauſe, wo Miß Hayez die Norma ſang, war kein Platz zu haben. Es war grade Sonntag, das Haus auch hier ſehr voll, denn es wurde, wie der Zettel lautete, gegeben: Shakspeares Meiſterwerk „Othello der eiferſüchtige Mohr und die unſchuldige Deſtemona.“ Schon eine Stunde vor der Vorſtellung verſammelt ſich hier das Publikum, theils, um ſich auf das zu erwartende Vergnügen der Rührung ſo recht vorbereiten zu können, theils um dem modernen Spleen zu huldigen, und bei dieſer Gelegenheit irgend ein politiſches oder religiöſes Meeting abzuhalten. Als ich in das Schauſpielhaus trat, ſah ich einen langen, ſpindeldürren Menſchen vom Soufleurkaſten herab in ungezwungener Weiſe gegen die neu eingeführte Goldgräbertaxe predigen; auch gegen die engliſchen Machthaber donnerte er ſchonungslos und forderte von ihnen die augenblickliche Vernichtung des ruſſiſchen Reiches. Obwohl er ſehr viel Unſinn ſprach, horchte doch Alles dem eifernden Apoſtel in athemloſer Stille, und als er zum Schluſſe noch ſeinen Haß gegen die Branntweinſteuer ſchleuderte, jubelten die Galerien ein begeiſtertes Bravo.

Statt der gewöhnlichen Logen beſteht hier der Dress cercle. Da iſt der Sitz der feinen Welt, hass down! wird den Leuten zugerufen, welche vergeſſen die Hüte

abzunehmen. Die Damen erſcheinen hier in weißen Kleidern und prächtigen Toiletten, die Herrn in ſchwarzen Fracks, weißer Cravatte und Handſchuhen. Die zweite Gallerie iſt ſchon unanſtändig, da wird von den Matroſen, Griſetten und Handwerkern ſchon tapfer Brandy, (Branntwein) getrunken, die Beſucher der dritten Gallerie gleichen aber eher einer Räuberbande, als einem civiliſirten Theaterpublicum. Die wildeſten, verkommenſten Geſtalten ſitzen dort kartenſpielend, mit leidenſchaftlich verzerrten Geſichtern; wilde Flüche und kreiſchendes Gelächter durchdringt die vom Branntweindunſt verpeſtete Luft, als aber der Vorhang ſich erhob, wurde es ſtiller. Jago trat auf mit einem hölliſchen Hohn-Gelächter und wahrem Hallunkengeſichte, wofür er ſchon wüthend aplaudirt wurde.

Ich habe einſt in San Francisco von einer deutſchen Schauſpielergeſellſchaft die Räuber aufführen ſehen, und glaubte damals, das ſei ſchon das Höchſte in der Kunſt des Kouliſſenreißens, jetzt aber gebe ich den engliſchen Schauſpielern den Vorzug. Einem Tollhauſe glich dieſe Inſel Cypern wohl eher, als einer Schauſpielbühne. Die ſanfte Deſtemona ſchimpfte wie ein keifendes Hökerweib, und wurde ſchon im dritten Akte von ihrem wüthenden Gemahl ohne alle Umſtände erwürgt. Dieſes mörderiſche Impromptu geſchah eigentlich nur zur Erhöhung des dramatiſchen Effectes, denn Deſtemona erholte ſich wieder ſo weit, um zum Schluſſe des Stückes von

dem blutſchwitzenden Mohren in die Mitte der Bühne geſchleppt und hier unter dem wüthenden Geſchrei des Gallerieпöbels nach allen Regeln der Würgekunſt — erdroſſelt zu werden. Nur Othello ſtarb ſeinen eigenen tragiſchen Tod, aber Jago ſollte nicht ſo leicht wegkommen; der rothe Scharfrichter machte ſich über ihn her und bei offener Scene ſah man ſeine ſchwarze Seele zur Hölle fahren. Armer Shakspeare, ſo mißhandelt und verarbeitet man Dich, um von Deinen profanen Nachkommen ſchmackhaft gefunden zu werden. Wie ſchade, daß Tiek und Schlegel hier nicht Vorleſungen über den Character Shakſpeariſcher Dramen gegeben haben.

Ein Schauſpiel ganz anderer Art, welches Humor gehabt, wenn es nicht gar ſo traurig geendet hätte, fand folgenden Tages ſtatt. Vor einigen Tagen nämlich kündigten große Affichen dem Sidneyer Publikum das Schauſpiel an, der berühmte Gelehrte der Phyſik und Mitglied der franzöſichen Akademie Mr. Profeſſor Egaria werde — zum Erſtaunen des Jahrhunderts auf dem Meeresſpiegel eine Promenade zu Fuß machen, — wer nicht daran glauben will — bemerkte die Ankündigung — der überzeuge ſich und komme. Die leichtgläubige, vom Schein beherrſchte Menge kam in Schaaren herbei, wer aber nicht kam — war der Herr Profeſſor. Längs dem Meeresſtrande waren Tribünen errichtet, die zu theuern Preiſen vermiethet waren, und eine dichte Volksmaſſe wartete ungeduldig an

den Ufern, während ein Negermuſikkorps in ſchauderhafter Weiſe das Rule Britania heulte.

Von dem Balkon aus überſah ich das bunte Getreibe der lebenden Menge, die bereits Gewißheit hatte, von irgend einem Charlatane geprellt zu ſein. Da wollte der tückiſche Zufall, daß der Wagen, in welchem ſich eben der Gelehrte mit dem erſchwindelten Gelde heimlich davon machen wollte, am Ende der Stadt eingeholt und zurückgebracht wurde. Eine Bande roher Geſellen brachte den bleichen Charlatan nach dem Schauplatze ſeiner Wirkſamkeit zurück. Drohende Geberden und wüthendes Geſchrei empfingen ihn von allen Seiten. Vergebens bemühte ſich die Stadtmannſchaft, den Unglücklichen aus den Händen des Pöbels zu befreien, aber immer wuchs die Aufregung und bald ſah man das fürchterliche Schauſpiel, einen Menſchen ohne überwieſene Schuld, ohne richterliches Urtheil ungehört verdammen — und ins Meer ſtürzen. Dieſe barbariſche, aller Civiliſation hohnſprechende Gewaltthat, hat mich mit Abſcheu und Erſetzen erfüllt. Nirgends ſah ich mitleidige Blicke, ja, die rohe, von Haß beherrſchte Menge, rühmte ſich, das Schlachtopfer mißhandelt zu haben. Bis ſpät in die Nacht lärmte ſie in den Branntweinbuden und kühlte dort ihren Muth, dann zerſtreute ſie ſich nach allen Winden.

Ueberhaupt ſteht es hier mit der Gemüthlichkeit auf ſchlechtem Wege. Alles hat eine ſpekulative Rich-

tung, das Gemüth geht unter in den Sorgen um Gewinn und Verluſt, und wie überall in England, zeichnet ſich auch hier Alles durch ſtumme Verſchloſſenheit, in Geſellſchaften durch Langeweile und Einſylbigkeit aus. Nur ein politiſches Meeting macht ſie beredt und ein Trinkgelage und Hahnenkämpfe entzücken ſie. Wer aber hier Geſchmack und Sinn für Kunſt ſucht, der wird nicht viel finden, würde er auch tauſend Laternen anzünden!!

Die Sitten und Gebräuche des Mutterlandes werden von den Engländern ſtereotyp beibehalten. Von dem ſchwelgeriſchen Esquire, dem Dandy und der hüper-decenten Lady, bis herab zu dem bettelhaften Hafenarbeiter hängt Alles mit eiſerner Beharrlichkeit an die hergebrachten Sitten wie an Privilegien, und obſchon das Clima zu Modifikationen räth, weicht doch Niemand ein Haar breit davon ab. Beſonders lächerlich kopiren die Auſtralier Sitten und Manieren der Engländer, obwohl ſie letzteren ſpinnefeind ſind.

Der Auſtralier iſt vielleicht der ſchmutzigſte Menſchenſtamm der Erde. Erblickt man die verkrüppelte Körperbildung von magerer, dickknochiger Beſchaffenheit, den häßlichen mit Wolle bedeckten Kopf, und die weit vorſpringenden affenartigen Eßwerkzeuge, ſo glaubt man, die Natur habe ſich verirrt, und ſtatt einen Menſchen einen Affen geformt. Sie ſind ſtumpf, düſter, falſch, aber auch diebesſchlau, und ſo feig, daß ſie Krämpfe bekommen, wenn man ſie mit Degen oder Piſtolen erſchreckt.

An den Küſten und im Innern des Landes, das noch von keinem Europäer betreten wurde, leben vielleicht an 300,000 Neger, deren Zuſtand nahe an Thierheit grenzt. Nichts iſt im Stande, das Gefühl dieſer Menſchen zu erregen; man hat ihnen Bequemlichkeiten gezeigt, Nahrung und Kleidung gegeben, ſie durch Muſik aufzuheitern geſucht, doch alles umſonſt, ihre Wildheit iſt nicht zu zähmen. Sie gehen meiſt nackt, bemalen ſich mit bunten Farben und tätoviren die Haut. Selten ſieht man Hütten; eine Felſenhöhle, ein hohler Baum reicht für eine Familie aus. Gegen ihre Frauen ſind ſie ſo grauſam, daß man ſelten eine ohne Wunden findet, und ſchon als kleine Mädchen werden ihnen zwei Vorderzähne ausgeſchlagen. Nichts zeigt eine Verehrung höherer Weſen, Aerzte und Zauberer ſind zwar vorhanden, ſie werden aber mißhandelt, ſobald ihre Mittel fehlſchlagen. Von dieſem liebenswürdigen Volke leben einige Tauſende in und um Sidney, und haben ſich die laſterhaften Streiche viel eher angeeignet, als die Segnungen der Civiliſation. Ihr Coſtüm beſteht gewöhnlich aus einem Quodlibet aller möglichen Kleidungsſtücke, wie ſie ihnen eben der Zufall an den Leib wirft. Zu dem romantiſchen ſchwarzen Fracke tragen ſie oft einen verabſchiedeten Damenſtrohhut, oder die Narrenkappe eines Chineſen, während die Beine in den weiten Kleidern eines Malayen ſtecken. Die Meiſten von ihnen ſind geſchickte Barbiere, ſpitzbübiſche Aufwärter in den Gaſthö-

ſen, Privatdiebe oder Polizeidiener. Die Montur letzterer beſteht aus blauen Jacken, Hoſen mit rothen Streifen und runden Mützen. Sie ſchwärmen für Branntwein und ſind ſo dienſtfertig, daß ſie gewöhnlich für ein Gläschen Branntwein auch einen Cartouche entweichen ließen. So bleibt hier auch die Heilighaltung des Eigenthumes oft nur ein frommer Wunſch, und wenn auch beinah täglich einige der geſchickteſten Fingerfertigkeitsvirtuoſen in der Blüthe ihres thätigen Lebens ſo recht hoch und erhaben über alles Irdiſche placirt werden, daß ſie den Taſchen ihrer Nachbarn nicht mehr gefährlich werden, ſo fällt doch ihr kühner Genius gleich einer Tontine den überlebenden Erben zu, die dann bei ihren Nebenmenſchen das Verſäumniß ihrer Vorgänger einzubringen ſuchen. Auch mein ſchwarzer Concertfrack, den ich am Tage des erſten Konzertes meinem Negerdiener zum Lüften übergab, fiel als Opfer menſchlicher Habſucht in die Hände langfingeriger Genie's. Glücklicherweiſe hatte ich noch einen zweiten in petto und da die Konzertſtunde heranrückte, begann ich meine Toilette. Da öffnete der Himmel ſeine Schleußen und echt auſtraliſcher Platzregen raſte vom wolkenloſen Himmel nieder; doch bald darauf wurde es wieder heiter, und voll froher Hoffnungen warf ich mich in ein Cabriolet, um den Schauplatz meiner erſten That zu erreichen. Aber, o welch ein neues Hinderniß! unvergleichlich in den Annalen meiner Kon-

zertgeſchichte — eine Stunde vor dem Konzerte, auf dem Wege zum Ruhme und tauſend ſüßen Triumphen, ſtolperte die alte Karoſſe und ich lag da im Sidneyer Straßenſumpfe. — O welch ein Fall war das!

Wäre ich ein Peſſimiſt, ich hätte die böſen Omen, die ſo plötzlich meinen Konzerthimmel umdüſterten, für verhängnißvoll genug gehalten, um das Konzert für dieſen Abend lieber ganz aufzugeben, aber auf Reiſen wird man pragmatiſch, und läßt ſich durch ſolch läppiſche Vorbedeutungen nicht abſchrecken. Wie König Richard durch die heiße Schlacht, ſo ſtandhaft und beharrlich jagte ich durch die Straßen Sidneys. Einen Frack rief ich — einen Frack, ein Königreich für einen ſchwarzen Frack! Und es erbarmte ſich meiner ein Retter in der Noth in Geſtalt eines deutſchen Kleiderkünſtlers, der mit echt deutſcher Gemüthlichkeit ſich liebreich meiner 8 Pfund Sterling annahm, und mir, wenn auch keinen konzertfahigen Schwarzen, doch einen lichtblauen Frack mit gelben Knöpfen verſchaffte, und ich, froh auch über dieſe Eroberung, fuhr nach dem Theater „Royal Victoria.“ —

Das Haus war nur halb gefüllt, als ich das Theater erreichte, die Ouvertüre zu „La Gazza Ladra“ ſchleppte ſich mühſam und ſeelenlos ihrem Ende zu, und der Vorhang erhob ſich.

Ich trat hervor bis an den Rand der Bühne, verneigte mich vor den Gentlemen und Ladies, und wollte eben den Bogen in Bewegung ſetzen, als plötzlich aus

Dress cercle ein donnerndes withdraw, to retire (abtreten) mir entgegen dröhnte. Verwirrt und überraſcht von dieſem Empfang zog ich mich ſcheu zurück, ohne mir auch nur im Geringſten dieſe wunderliche Manifeſtation erklären zu können. Da ſtürzte mir der Theaterdirektor mit einer Jammermiene entgegen und machte mir tauſend Vorwürfe, daß ich es gewagt, vor der Gentry of City vor der Crême der faſhionablen Welt Sidneys, ohne ſchwarzen Frack, ohne weiße Cravatte und ohne Handſchuhe zu erſcheinen. Freilich ein unverzeihliches Vergehen; aber es iſt ein Fluch der böſen That, daß ſie fortzeugend Böſes muß gebären." „The director," ſchrie es jetzt von allen Seiten. Der Gerufene kam. Verlegen ſtammelte er die ganze Leidensgeſchichte meines ſchwarzen Fracks, dann improviſirte er einen Abſchnitt aus meiner Lebensgeſchichte, log wie gedruckt, nur einem ſolchen Genie (wie mir), ſagte der Schelm, könne man dieſe Anſtandsverletzung nachſehen, und als er zum Schluſſe ausrief: „Meine Herren! wollen Sie jetzt, daß Mr. Hauſer ſpielt oder nicht?" Es antwortete eine Stimme aus dem Dress cercle „Yes" und „yes" rief es einſtimmig von allen Seiten.

Aengſtlich wie ein Verlorener, betrat ich zum zweiten Male die heißen Bretter der Bühne, welche die Welt bedeuten, und mit dem „Siciliano" begann ich meine erſte Attaque gegen das kritiſche Publikum. Ein Beifallsſturm, wie ihn meine kühnſten Hoffnungen nicht er-

wartet hatten, belohnte mich nach Beendigung des Stückes. „Very fine“ riefen die Gentlemen und Ladys entzückt, und als ich als Zugabe das „Rule Britania“ mit Beethovenschen Variationen ertönen ließ, kam John Bull erst so recht in Extase.

Von den Mitwirkenden finde ich nur eine singende Dame erwähnenswerth; Miß Sarah Nero war ihr stolzer Name — eine mit vielen Blumen und Bändern phantastisch aufgedonnerte Gesangs-Ruine erschien und gurgelte in qualvoller Weise eine Arie von Verdi, hätte sie aber das ästhetische Gehör ihres Namensvetters so mißhandelt als das meinige, der Tyrann würde sie gewiß vom tarpezischen Felsen herabgestürzt haben.

Das unter so ominösen Vorbedeutungen begonnene Konzert nahm einen sehr glücklichen Verlauf. Das Publikum zeigte viel Sympathie für mich, und zum nächsten Konzert sind schon viele Plätze bestellt.

Uebermorgen bin ich zum Generalgouverneur, dem unumschränkten Herrn dieses Welttheils geladen. Es ist der englische General Sir Charles Natham, der sehr kunstsinnig sein soll. Es wird getanzt und musicirt werden, und außer mir ist noch, da die Hayez verreist ist, Miß Nero geladen.

Sidney, 1. Jänner 1855.

Gleich dem Wanderer, der auf der Höhe eines Berges angelangt, einen Augenblick raſtet und rückwärts nach dem zurückgelegten Pfade blickt, um ihn mit dem noch fern liegenden Ziel der Heimath zu meſſen, ſo wehmüthig verweilte ich bei der letzten Jahresnacht, die geſtern ihren dunkeln Schleier über Himmel und Erde breitete. Es war die vierte Sylveſternacht, ſeit jener, in der ich im Jahre 1851 von meiner Heimath ſchied, die in das Meer der Vergangenheit rollte. Ich weiß nicht, ſind es Freuden oder Schmerzen, Erinnerungen oder Hoffnungen, die ſo ſeltſam mein Inneres bewegen, denn zu verſchiedenartig ſind die Eindrücke, welche die Saiten meines Herzens berühren. Aber welch ein Unterſchied zwiſchen einem Neujahrsfeſte im heitern Wien und einem Neujahrstag in Sidney! Dort vielleicht eine weit und breit beſchneite Erde, hier eine 36 Grad (Reaumur) heftige Südſonne, und während in Wien vielleicht geſchäftige Gratulanten in warme Mäntel gehüllt durch den krachenden Schnee ſich durch die Straßen drängen, verödet hier eine afrikaniſche Sonnengluth die ſtaubigen Straßen, denn Alles ſucht Schutz in den Häuſern.

Am 22. Dezember fand bei dem General-Gouverneur Sir Charles Natham eine Feſt-Soiree ſtatt, zu der auch ich geladen zu ſein die Ehre hatte. Königliche mit Gold und reichen Tapeten verzierte Säle, kunſtreiche Statuen, Bilder, Teppiche, tauſend funkelnde Kerzen,

und eine Legion reichverzierter Lakaien, kurz alle Attribute eines mächtigen Herrn, fand ich hier in eben so reicher und wunderbarer Pracht als in London, Petersburg oder Wien. Aber die Genüsse einer geistreichen europäischen Salongesellschaft, das erfrischende Element der Konversation entbehrte ich, ja davon hat man hier auch nicht den entferntesten Abglanz. Ein frostiger Hauch der Langeweile liegt über der ganzen Gesellschaft ausgegossen, die blauäugigen Ladies mit ihren blonden nachlässig geordneten Locken sitzen wie die Automaten den steif phlegmatischen Gentlemen und Banquiers gegenüber, und das Gespräch wickelt sich nur matt und schläfrig ab.

Miß Nero, die famose Sängerin, war so freundlich, durch ein ganz tüchtiges Halsübel, welches sie sich wahrscheinlich durch ein par force Ronlade zugezogen hatte, am Erscheinen und Singen gehindert zu sein. Statt dieser erhob sich eine mit vieler Mühe herangequälte Gesangs-Dilettantin, und suchte mit einer endlosen altenglischen Ballade die Gesellschaft zu entzücken. Dame und Gesang wurden aber so meilenlangweilig, daß die ganze Gesellschaft mit feinstem Anstande gähnte und sehnsüchtig das Ende herbeiwünschte. Eine mit fürstlicher Ueppigkeit besetzte Tafel erlöste uns auf's wohlthuendste von dieser Tantalus-Qual der Langenweile. Fasanen, Fische, indische Hühner, Enten, Austern und Desserts von Melonen, Oliven, Weintrauben, Ananas, kurz Alles, was das Meer, das Thier- und Pflanzenreich an Köstlichkei-

ten barg, wurde zu unſerer Gaumen-Huldigung geplün-dert. Die einſilbigen Gentlemen huldigten tapfer dieſem Göttermahl, und ein raſender Champagner, der in den Gläſern ſchäumte, beſiegte auch die Verſchloſſenſten und löſte ihre Zungen.

Ein Indianermädchen, etwa 15 Jahre alt, welches der Gouverneur zur Erziehung angenommen, und im Zeich-nen, Singen, Deklamiren und Fortepiano-Spielen unter-richten ließ, wurde nach der Tafel vorgeführt. Das Mädchen, erſt in ihrem ſechsten Jahre der thieriſchſten Wildniß entriſſen, iſt ein Phänomen merkwürdiger Auf-faſſungsgabe und reicher Talente. Mit eiſernem Fleiß lernt ſie wunderbar raſch alle kunſtreichen Handarbeiten, ſang eine Romanze von Mallaſye mit gutem Vortrag und wunderlieblicher Stimme; ebenſo, faſt tadellos, beglei-tete ſie am Piano alle von mir geſpielten Piecen, und mit wahrhaft ſeltenem dramatiſchen Feuer ſprach ſie eine Ballade von Thomas Moore.

Den Weihnachtsabend brachte ich in ſehr angeneh-mer Weiſe bei Mr. Ravek, einem hier angeſehenen Ban-quier, zu, in deſſen Gemahlin ich eine geborene Wiene-rin, die liebenswürdige Pianiſtin Amalia Manthner fand. In dieſer angenehmen Geſellſchaft muſizire ich ſehr oft, und mein muſikaliſches Gemüth, das in letzterer Zeit jeder Kultur ſo arg entbehrte, ſtärkt ſich dort an den ſüßen, wunderbaren Melodien Mozarts und Beethovens.

Nach meinem vierten Konzerte, deſſen Erfolg mich

ſehr befriedigte, unternahm ich in Begleitung eines Pianiſten und eines Tenoriſten eine Konzert-Expedition nach Newcaſtle und Maitland, deren eigenthümlicher Verlauf erwähnenswerth iſt.

Ein wunderklarer Himmel wölbte ſich über den Ocean, als wir am 24. den Dampfer „William Pitt" beſtiegen, kaum aber erreichten wir die hohe See, ſo trübte ſich die Sonne. Der heitre Himmel hatte ſich indeß umzogen, graue Wetterwolken, unheilſchwanger, ſtiegen im Südweſten auf und im düſtern Hintergrunde zuckten blaßgelbe Blitze. Scheuflatternde Seevögel zogen als Unheils-Herolde eines Gewitters über unſern Häuptern. Der Sturm ſauſte anfangs ein melancholiſches Andante, bald aber ging er in ein raſendes Allegro über, und die Wellen, zum Tanze furchtbar aufgepeitſcht, raſten mit unſerem Schiffe einen dämoniſchen Schwindſuchtswalzer, der uns betäubt und athemlos machte. Ein Angſtgeſchrei, Erbrechen und Beten tönte aus der mit ſeekranken Herren und Damen gefüllten Kajüte, als obligates Accompagnement zu dieſer hölliſchen Donnerwetter-Symphonie. Wahrlich, ſchon öfter als einmal erkannte ich ſchaudernd des Aeolus furchtbare Macht, aber ſo ungeſtüm raſen und wüthen hörte ich ihn noch nie; hatten doch die tükkiſchen Parzen bei monatlangen Seefahrten ſich nicht ſo nahe an unſer Schiff herangewagt als diesmal. Nur ich und noch ein Paſſagier blieben, von der ſchützenden Penacea begünſtigt, von dem abſcheulichen Brechübel ver-

ſchont; wer aber beſchreibt mein Erſtaunen, als ich dem ſympathiſchen Gefährten, der ſo ſorglos und tapfer ſein Roſtbeef verzehrte, als ob ihm die ganze Donnerwettergeſchichte gar nichts anginge, neugierig ins Geſicht blickte und Niemand Andern in ihm fand, als meinen alten polniſchen Baron P., den falſchen Spieler und Helden von Panama. Ah! mein charmanter Freund! rief er in franzöſiſcher Sprache, ſtürzte an meine Bruſt und herzte mich mit einer ſolchen Unverſchämtheit, daß ich mit iniger Herzensluſt ihn dafür mit einigen Ohrfeigen revangirt hätte; aber in ſolchen Momenten der Waſſergefahr war mir ſeine Anweſenheit am Bord nicht ganz ſo unlieb. In ſeiner Galgenphyſiognomie fand ich Troſt gegen die herannahenden Schiffbruchsgefahren, denn das Schiff mit einem ſolchen Mann am Bord, dürfte von den Wellen nichts zu fürchten haben.

Wirklich war dem ſo; bald hatte das Wetter ausgetobt, heitere Sonnenſtrahlen vertrieben die düſtere Gewitterluft, die kranken Paſſagiere erholten ſich wieder und nach einer vierundzwanzigſtündigen Fahrt erreichten wir wohlbehalten die Stadt Newcaſtle.

Ein Gang durch die Straßen dieſer ſogenannten, in einer traurigen Sandwüſte gelegenen Stadt, gehört wahrlich nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens, hingegen aber gehört es nicht zu den Unmöglichkeiten, hier auf die anſtändigſte Weiſe von der Welt den Hals zu brechen. Die Straßen, die alles Pflaſter entbehren,

könnten als Schlammbäder benützt werden, denn ein hiſtoriſcher Schmutz, der in wahrhaft ſchaudererregender Art in den Straßen Newcaſtle's angehäuft liegt, könnte gewiß viel Intereſſantes von der Entſtehungs- und Bildungsgeſchichte dieſer noch ſehr jungen Stadt erzählen. Aber Gold, dieſes Alles überglänzende Zaubermittel, findet man hier, alſo genug Anziehungskraft für einen reiſenden Konzertgeber.

Die Honoratioren dieſer Stadt, die von unſerer Ankunft wußten und das Konzert arrangirten, empfingen uns in ſehr feierlicher Weiſe. Der Paſtor im feierlichen ſchwarzen Rock und weißer Halsbinde, ferner der Schullehrer, ein geborner Deutſcher, der ſich uns als beſonders muſikaliſch repräſentirte, indem er vor beiläufig ſechs Jahren auf dem Wege von Frankfurt nach Bruchſal dreimal wöchentlich mit großer Virtuoſität das Poſthorn geblaſen, und der Apotheker führten uns wie im Triumphe nach dem Stadthotel, in welchem ſich auch der Konzertſaal befand.

Der Apotheker, — dieſer Titel iſt für dieſen Mann eigentlich viel zu dürftig, denn er war auch Orgelſpieler, Friedensrichter, Kaufmann und Magiſter der Geburtshilfe, alles in einer Perſon — erzählte mir zu meinem Vergnügen, daß er das Konzert auf's Sorgfältigſte arrangirt hätte, und daß alle Plätze verkauft ſeien. (Eine That, die nur einem ſolchen Univerſalgenie gelingen kann.) Freilich war der Saal ſehr klein, und dem ſchlauen

Wirthe — der noch obendrein so kunstsinnig war, daß er alle europäischen Künstlerberühmtheiten in seinem Zimmer aufgehängt hatte und daß er, aus purer, Kunstbegeisterung, seinen großen Jagdhund „Jenni Lind“ getauft — mußte ich für seine Gaststube mehr bezahlen, als für den Wiener Redoutensaal.

Das Publikum, welches da ins Konzert kam, war eines der originellsten in der ganzen civilisirten Welt. Da war kein Kranz blühender Damen, keine esbouquetduftende Gesellschaft, sondern Männer mit gebräunten Gesichtern und Schwielen-Händen, wie sie aus den Minen kommen. Männer, die der harten Erde ihren Verdienst abzwingen, die mit umgebundenen Schurzfell, mit noch geschwärzten Händen das Goldstück aus dem Beutel holen, um es als Zeichen ihrer Bewunderung der Kunst hinzuopfern. Von solchen Leuten war das Konzert gefüllt, und würde der Saal noch dreimal größer gewesen sein, ich glaube er wäre nicht leer geblieben.

Ich hätte gewiß noch einige volle Konzerte geben können, aber da der Dampfer nach Maitland abging, so konnte ich nur die Bitten des Pastors erfüllen, und noch ein Konzert geben, dessen Erträgniß ich zur Anschaffung einer Thurmuhr bestimmte, worüber die guten Leute so entzückt waren, daß sie uns durch ein Festessen mit begeisterten Reden verherrlichten.

Ich beneidete nur den Pianisten, denn dieser Glückliche war mit dem Gepäcke schon voraus zu Schiffe,

während dem wir noch in der Gewalt der Honoratioren ſteckten und gar nicht loskommen konnten. Vergebens ſuchte ich den Tenoriſten, der Freund ſolcher Glorifikationen war, mit fortzuziehen, aber der Paſtor predigte noch immer im feierlichen Tone, und der Dampfer wartete nicht, denn als der Prediger nun beim Scheiden nachrief: „So zieht denn hin, ihr edlen Muſenſöhne“ war es zu ſpät, denn als wir zum Ufer hingezogen kamen, war das Schiff — fort. Das Konzert in Maitland war für den nächſtfolgenden Tag feſtgeſetzt, und die nächſten nach Maitland fahrenden Dampfer erwartete man erſt in acht Tagen. Da blieb nichts anderes zu thun übrig, als Pferde zu nehmen, um noch zeitig genug die Poſt zu erreichen, die acht Stunden von Newcaſtle lag und nach Maitland führte.

Sidney, 1. Jänner 1855.

Um 2 Uhr Nachmittags ſtiegen wir zu Pferde; die Sonne brannte heftig auf dem heißen Saude, und raſch ging es fort durch monotone Landſchaften, die nur hie und da von faden Gummibäumen oder blos grünen Norfolktannen durchſchnitten, dieſen Welttheil ſo beſonders charakteriſiren.

Die Sonne neigte ſich zum Untergange, als wir den Saum eines Waldes erreichten, der, von einem ſchmalen finſtern Wege durchſchnitten, einen düſtern Eindruck auf uns machte. Mühſam ritten wir vorwärts durch

des Urwalds ſchauerlicher Wildniß, nur leiſe ſtrich der Wind durch das dürre Laub, das unheimlich unter unſeren Tritten kniſterte, und eine ſchwüle unbehagliche Ruhe lag beengend zwiſchen dieſen vermoderten Baumſtämmen, die wie dürre Todesfinger gegen den grauen, fahlen Himmel ragten, der in trauriger Sympathie über dieſen todten Bäumen hing.

Der Tenoriſt ſuchte ſeine Angſt zu bannen und ſang ſein ganzes Repertoir zu Ende. Ich aber, von dieſer Wildniß trüb geſtimmt, ſehnte mich fort aus dieſer düſtern Melancholie und dachte an Lenau's Verſe:

„Wo ſind die Blüthen, die den Wald umſchlangen?
Wo ſind die Vögel, die hier luſtig ſangen?
Nun iſt der Wald verlaſſen und verdorrt,
Längſt ſind die Blüthen und auch die Vögel fort."

Die Sterne funkelten ſchon hoch am Himmel, und das „ſüdliche Kreuz" ſtieg immer höher, als wir, den düſtern Weg im Rücken, die Pferde anſpornten. Nach einem tüchtigen Ritte erreichten wir die Polizei-Poſtſtation. Nebenan lag ein Gaſthaus, in dem wir übernachteten, und um 5 Uhr Morgens beſtiegen wir einen ziemlich bequemen Wagen, der uns gegen Mittag wohlerhalten nach Maitland brachte. Das ſehr freundliche Städtchen liegt hart am Fuße der blue Mountains (blauen Berg), zwiſchen großartiger Scenerie und zeichnet ſich durch nette Häuſche nund gute Straßen aus. Jene Glücklichen, die in den Minen das bezaubernde Lächeln Fortuna's

geſehen, ruhen hier, ordnen behaglich ihren goldenen Reichthum oder bereiten ſich vor, in die große Welt zu treten. Unter den 5000 Einwohnern fand ich durchgehends einen Wohlſtand und Reichthum, wie ich ihn im Verhältniſſe noch an keinem Orte der Welt, ſelbſt nicht in Kalifornien, geſehen habe; heiterer Lebensgenuß und faſt offene Gaſtfreundſchaft hätten mich gewiß noch länger hier gefeſſelt, wenn mich nicht Verpflichtungen nach Sidney zurückgerufen hätten.

Der Pianiſt, der viel früher eintraf als wir, kam uns mit freudeſtrahlendem Geſichte entgegen. Alles iſt arrangirt, rief er entzückt, meiſterlich arrangirt, ſogar eine Sängerin iſt gewonnen, eine zweite Malibran. Ich, der hier zu Lande etwas mißtrauiſch gegen die fahrenden Nachtigallen geworden, dachte ſchon ſo im Stillen, was das wohl wieder für eine Sängerin ſei, als ich aber erſt erfuhr, daß ſie eine Dilettantin ſei, die aus reiner Kunſtpaſſion das Publikum haranguirt, da wurde ich untröſtlich. Ein ganzes Arſenal von chevalereſker Galanterie reicht da nicht aus, um der Eitelkeit dieſer koketten Muſen zu huldigen, und ein wahrer Prophetengeiſt ſprach aus meinen antipathiſchen Geſinnungen, die ich im Voraus ſchon gegen dieſe neue Sängerin hegte. Die Dame ſtand ſchon im Spätſommer ihrer Jahre und obwohl ihr auch die Grazien nicht das Wiegenlied geſungen, war ſie doch ein Prototyp von Hochmuth, Eitelkeit und Anmaßung, denn als ihre Geſangspiece kam

und ich sie hinaus vors Publikum führte, kehrte sie auf halbem Weg um und erklärte unter keiner Bedingung singen zu wollen. Wie ein Blitz aus heiterm Himmel, so unvorbereitet traf mich dieser plötzliche Abfall. Bitten, Schwüre, kurz alle Mittel wurden erschöpft, um die Dame zum Singen zu bewegen — vergebens, sie sagte, ich hätte sie grob behandelt und wie eine Dirne hinaus vor das Publikum geschleppt. Und doch hätte Aurora mit ihren Rosenfingern sie nicht zarter berühren können, als ich es gethan. Sie aber blieb dabei, ich hätte sie geschleppt, das Publikum hätte das bemerkt und gelacht, und meiner Künstlerehre, meinte sie mit affektirtem Pathos, bin ich es schuldig, auf öffentliche Abbitte zu dringen. Das aber überlegte ich mir wohl, und darüber wurde die holde Nachtigall, die mich wie eine Spinne haßte, so erbost, daß sie mir einige vor Zorn flammende Blicke zuschoß und schen davonflatterte.

Würde ich alle die Leiden und Qualen zusammenfassen, mit denen ich im Zeitraum von vielen Jahren von diesen amerikanischen Spottdrosseln blaß und blau geärgert wurde, ich könnte dickbändige Leidensmemoiren schreiben.

Ich bin kein Misanthrop, ja in manchen Dingen bin ich so harmlos wie ein sanftes Bürgermädchen, aber solch eine amerikanische Gauklerin ergreift meine Nerven und facht meinen Haß an. Jeder Instrumentalist, möge er ein noch so großer Künstler sein, muß, will er sich pekuniäre Erfolge erringen, solche talentlose Quäl-

geiſter zu Hilfe rufen, und das ſchöne Gold unter Säu-
fern zuſammenrollen, als Honorar für falſche Triller
und Rouladen. Der Unbefangene aber, der ſich zu eman-
zipiren ſucht, den trifft Ole Bull's Geſchick, der in
letzter Zeit zwar ohne Sängerin, aber auch ohne Publi-
kum nur vor leeren Bänken ſpielte. Hingegen aber fühle
ich auch einen Nationalhaß gegen alle dieſe transatlanti-
ſchen Sängerinnen, den ich nie in mir geſucht, und der
mich ſogar glauben macht, daß eine Lucretia Borgia oder
Madame Laffarge noch auf Begnadigung hoffen dürften,
würden ſie einſt vor dem ewigen Richterſtuhl neben einer
amerikaniſchen Sängerin zu ſtehen kommen.

Das Konzert-Publikum in Maitland verſchmerzte
indeß ſehr leicht den Verluſt dieſer Dame. Durch Bei-
fall und Ehrenbezeugungen ausgezeichnet, veranſtalteten
wir am ſelben Abend noch ein zweites Konzert und am
folgenden Tag noch ein drittes, und gewiß hätten wir
noch mehr volle geben können, allein ich mußte,
eingegangener Verpflichtungen wegen, nach Sidney zurück.

Seit einigen Tagen wieder in Sidney angekommen,
ließ ich mein fünftes und ſechstes Konzert vom Stapel
laufen, ſpielte wieder beim Gouverneur, von dem ich ein
ſehr nettes Geſchenk erhielt und machte in angenehmer
Geſellſchaft verſchiedene Ausflüge nach dem Leuchtthurm
und Cook River. Erſterer liegt romantiſch ſchön auf der
ſüdlichen Einfahrt des Hafens, auf einem grandiöſen Fel-
ſen, der ſich 200 Fuß hoch über der Meeresfläche erhebt.

Bewaldete Berge, ſchroff und maleriſch, ſieht man im Hintergrunde, erſt ſanft und allmälig, dann aber bis zu den koloſſalſten Verhältniſſen emporſteigend, ſenkrechte Felſen ſchroff und wild, erheben ſich, den hohen Uferrand bildend, aus den blauen Wellen, und mitten aus dem Meere, von großartiger Scenerie umgeben, ragt der Leuchtthurm wie eine geweihte Säule gegen den azurblauen Himmel. Die an ſeiner äußerſten Spitze angebrachten Spiegelgläſer ſind mehr optiſche Meiſterwerke, und der Seefahrer ſieht bis 60 Meilen entfernt ſchon deſſen Licht ſtrahlen. Auch Cook River iſt durch eine reizende Vegetation wahrhaft maleriſch. Eine bunt geputzte Menge trieb ſich unter den duftenden Blüthenbüſchen und reizenden Baumgängen herum; Rieſen, Affen, Zwerge, Geiſterklopfer, kurz alles, was der Charlatanismus nur aufzubringen im Stande iſt, wird hier dem Sidneyer Publicum zur Verfügung geſtellt; aber auch ſchöne Mädchen, in weißen Kleidern, mit wundervollen Augen, die, obwohl noch ſehr jung, dennoch im Koketiren geübt ſind (und wo wären ſie es nicht?), hüpfen munter und graziös zwiſchen den Blumen, ſpielen, reiten und tanzen. Hier war es, wo Capitän Cook zum erſten Mal auſtraliſchen Boden betrat, zu deſſen Andenken man auch in einem Felſen eine Kupferplatte mit Inſchrift eingeſchnitten ſieht und eine Säule zu Ehren ſeines Begleiters, des Franzoſen La Pauſée.

Sidney, 15. Jänner 1855.

Wäre ich nur von der Sehnſucht frei, die mich immer erfaßt, ſo oft ich die Feder zum Heimſchreiben ergreife. Wie munter wollte ich mich auf dem Papier gehen laſſen, aber ſobald ich das Blatt unter meinen Händen erblicke, das jetzt ſo leicht nach meiner Heimath flattern ſoll, verfliegt der Humor und die Wehmuth bleibt. Hier iſt es nicht wie in den duftenden Blumenwäldern Tahiti's, wo ſilberhelle Mondnächte tröſten und dahinſäuſelnde Paradieſesſtunden das Heimweh mildern; hier ſieht es mit der Tröſterin Natur ſelber ſehr troſtlos aus, mit der Poeſie noch troſtloſer und mit der Kunſt am troſtloſeſten. Während in der Regenzeit eine vom Himmel ſtürzende Sündfluth die Fluren überſchwemmt und verdirbt, lechzt die Erde in den Sommermonaten vergebens nach erfriſchender Kühlung, die Gewäſſer verſiegen, die Pflanzen verſchmachten unter der Gluth der ſengenden Sonne, und nur hie und da am Fuße der Gebirge entfalten tropiſche Blumen im erquickenden Grün ihre Pracht. Dieſe wenigen Ausnahmen abgerechnet, iſt Alles grau, dürr und monoton.

An den Küſten erheben ſich, als Gegenſatz zu anderen Welttheilen, faſt unerſteigliche Feuerberge; das Innere des Landes gleicht einem Centralſumpfe. Statt der buntbefiederten Sänger der Lüfte, findet man Vögel ohne Sang und Federn, Thiere, die ihre Jungen in Säcken, wie in einer Taſche, herumtragen, ſchwarze

Schwäne und Kinder raubende weiße Adler, Fiſche mit Federn und Thiere mit Fiſchſchuppen. Ein ſehr ſonderbares, höchſt merkwürdiges, aber kein angenehmes Land. Keine ſchlanken, majeſtätiſchen Palmen, keinen Nachtigallenjubel, keinen Blüthenduft findet der Wanderer hier, dafür aber kalte Proſa, widerlichen Steinkohlendampf und nie zu ſtillenden Golddurſt. Wenn es wahr wäre, daß die ſchwerentbehrten Freuden der Natur durch Kunſtgenüſſe erſetzt werden können, ſo müßten ſelbe ſchon auf dem Chimboraſſo der Vollkommenheit ſtehen, aber nicht wie hier auf der flachſten Fläche der Frivolität.

Die Charlatanerie, dieſe prahlende feile Dirne, zieht gewiß in den abenteuerlichſten Geſtalten auch durch alle Länder Europa's. Dort aber iſt ſie immer nur die Stütze des lahmen Verdienſtes, während ſich hier das auf den geſundeſten Füßen ſtehende Verdienſt dieſer häßlichen Krücke bedienen muß, um fortzukommen. Muß doch auch ich mein Bischen Beſcheidenheit vernunmen und als apodiktiſche Konzeſſion an den hieſigen Geiſt der Zeit, auf meinem eigenen Konzertprogramm das enthuſiaſtiſche Prädikat beigedruckt leſen: „The celebrated Hungarian Violinist.“ Und doch leuchtet dieſe meine Ankündigung gegen die Programms anderer Konzertgeber nur wie ein mattes Stümpfchen Licht gegen eine hellflackernde Illumination. Da kündigt ſich unter vielen Anderen ein franzöſiſcher Windbeutel mit großen Lettern an, er hätte ſchon vor Jahren alle europäiſchen

Klaviermatadors beſiegt und nur mit der linken Hand allein Alle in die Flucht geſchlagen; um dieſe ſeine Worte mit der Wahrheit zu ſiegeln, druckte er beſtätigend Atteſte bei von Berlioz, Chellard und Meyerbeer. Vielleicht, dachte ich, hat Göthe recht, der da ſagt: „Nur die Lumpe ſind beſcheiden!“ zahlte meinen Dukaten als Bewunderung im Voraus und ging in's Konzert. Le monsieur docteur de musique, Horace Henri Terneaurs, den Muſen dürfte es ſchwer fallen, dieſen langen Namen zu behalten, ſprengte täglich hoch zu Roß an der Seite ſeiner Gattin durch die Straßen Sidney's, gab in ſeinem Hotel glänzende Meetings und erreichte dadurch, daß man ſich an der Kaſſe um die Plätze förmlich ſchlug. Nach einer halben Stunde neugieriger Erwartung erſchien der Künſtler, eine elegante und impoſante Figur, warf ſich nachläſſig in einen Lehnſeſſel und lorgnettirte das Publikum. Hierauf erſchien in phantaſtiſchem Coſtume ein indiſcher Groom mit ſilbernem Becken, und der Künſtler wuſch mit eleganter Nonchalence vor den Augen des Publikums ſeine Hände, dann zog er ein Battiſttuch aus ſeiner Taſche, lud auf's Artigſte eine Dame aus dem Dreß Cercle zu ſich, bat ſelbe, ſeine rechte Hand mit dem Tuche an den Seſſel zu binden, und während die Dame, erröthend über dieſe Auszeichnung, ihre Miſſion beendigte, begann der Virtuos mit der linken Hand einen wahren Teufelsmarſch, mit dem er auf einmal die Gunſt und Bewunderung des Publi-

kums erstürmte. Obwohl er dabei so viel als möglich mit Händen und Füßen dem guten Geschmack in's Gesicht schlug, zeigte er doch eine Kraft, Geläufigkeit und Reinheit, die bewundert zu werden verdienten. Nachdem er lärmend gerufen und mit Blumen beworfen worden, führte er seine Dame vor.

Diese, eine schlanke Grazie in reizender Toilette, bezauberte mehr durch den wunderbaren Glanz ihrer beiden dunkelblauen Augen als durch ihren Gesang. Als sie aber, durch enthusiastischen Beifall aufgemuntert, ein sittenloses, französisches Lied anstimmte, stand sie wie ein gefallener Engel aller ästhetischen Grazie beraubt da, und ich konnte mich nur wundern, daß ich anfangs darüber auch nur einen Augenblick zweifeln konnte, worüber die Dame jetzt so freiwillig und frivol alle Welt aufklärte. Auch als Pianistin wollte sie bewundert sein, und gleich ihrem Gatten wusch sie, bevor sie sich an's Piano setzte, sehr graziös ihre Hände. Ich aber dachte an die Lady Macbeth, die vergebens ihre Hände weiß zu waschen suchte, und verließ genußsatt das Konzert.

Mein mich begleitender Tenorist, der diese Dame kennen lernte, erzählte mir, daß sie eine gewandte und geistreiche Abenteurerin, eine Art Lola Montez, aber nur die personifizirte und nicht die echte Gemahlin des Franzosen. Ehen letzterer Art findet man hier häufiger, als an irgend einem Orte der civilisirten Welt, besonders übertreffen die Sidneyer Frauen an Flatterhaftigkeit und

frivolem Leichtſinne alle ihre Schweſtern des Erdenrunds. Das Wörtchen „eheliche Treue“ haben gar viele aus ihrem Lebensbuche geſtrichen, denn ohne viel Umſtände zu machen, laufen ſie eines ſchönen Morgens ihren Ehemännern davon. Der Dichter, der da ſang: „ſüß iſt's, vom ſichern Hafen aus Schiffbrüchige zu ſehen,“ der dachte gewiß an die Leiden des Eheſtandes, wie ſie hier in wahrhaft epidemiſcher Weiſe graſſiren, und auch Schillers „Lied an die Frauen“ wäre ungedichtet geblieben, hätte er geſehen, wie wenige „himmliſche Roſen“ die hieſigen Frauen ihren Männern „in's irdiſche Leben“ flechten.

Auch einer meiner Bekannten, ein deutſcher Arzt aus Düſſeldorf, Namens Schönheit, fiel den Schlangenkünſten einer ſolchen abenteuerlichen Syrene als Opfer zu. Im Theater, dieſem Forum des modernen Lebens, verirrte ſich der Arme in das Liebesnetz einer fremden Schönen, und ohne viel zu überlegen, machte er ſie zu ſeiner Braut. Vier Wochen beherrſchte die ſchöne Unbekannte das Herz des Doktors als unumſchränkte Königin, und großmüthig wie Scipio ſchenkte er ſeiner Angebeteten nicht allein Herz und Hand, ſondern auch die ſchönſten Spitzen, Diamanten und Perlen. Aber an dem Tage der Vermählung wurde die Gemüthsſtärke des Doktor auf eine harte Probe geſetzt, denn als ſchon alle Vorbereitungen zum Feſte getroffen, die Gäſte geladen waren, und der Prieſter ſchon bereit ſtand, das beglü-

ckende Band zu knüpfen, fehlte zur Hochzeit sonst nichts als die — Braut. Diese aber war fort durch Nacht und Wind, und mit ihr auch die Spitzen, Diamanten und Perlen des Bräutigams. Als Zeichen ewiger Erinnerung ließ sie ihm ein Schreiben zurück, worin sie in rührenden Worten den Schleier des Geheimnisses lüftete, daß sie nämlich durch den Machtspruch des Himmels schon seit einigen Jahren die Gattin eines Oberbootsfähnrichs sei, mit dem sie ihrer Pflicht gemäß fort zu Schiff nach Kalifornien gehe.

Der arme Doktor, dem der süße Becher der Freude so unerwartet arg verbittert wurde, spielt jetzt zur Zerstreuung im „Café Melbourn," ein Art Kasino, in welchem die Schöngeister Sidneys fern von der Welt des „Soll und Habens" sich versammeln, mit dem Tenoristen gewöhnlich jeden Nachmittag eine Partie Piquet. Letzterer, ein sehr drolliger Kauz, hat die wunderliche Gewohnheit, den ganzen Tag in dem romantischen Bühnenpathos zu leben, welchen des Abend seine Rolle auf dem Theater erfordert. An einem dieser Abende sollte er die Rolle Ernani's des Banditen singen, war daher in einer etwas gereizten Stimmung und zankte mit dem Doktor während des Spiels mehr als gewöhnlich. Dieser blieb nichts schuldig und meinte, Freund Arion möge den Ernani besser spielen als das Piquet, sonst würde er erbärmlich ausgepfiffen. Der Tenorist ließ hierauf einige Anspielungen wegen der so fatal verunglückten

Liebesgeſchichte gegen den Doktor los. Gereizt erhob ſich dieſer und mit frevelndem Munde griff er das Allerheiligſte des Tenoriſten an, indem er ihn, ohne viel zu überlegen, einen abgewirthſchafteten Schreihals nannte. „Thunder-Weather!“ rief der Heldentenor, ergrimmt von ſeinem Stuhl aufſtehend, „das iſt eine Beleidigung, die nur Blut abwaſchen kann.“ „Wenn Sie überflüſſiges haben,“ erwiderte der Doktor gelaſſen, „ſo bin ich jeden Augenblick bereit, es Ihnen abzuzapfen.“ Dieſer kalte, berechnete Spott brachte den Tenor noch mehr in Harniſch. „Wohlan denn, morgen!“ rief er voll grimmer Wuth und forderte den Doktor auf Leben und Tod. Ich gab mir alle Mühe, die Streitenden zu verſöhnen; da aber meine Friedensvermittlungen nichts fruchteten, ſo wollte ich mich eben ganz gelaſſen aus dem Staube machen, als der Tenoriſt meinen Arm ergriff und, mir ein in Muſik geſetztes „Haſenherz“ zurufend, mich zu ſeinem Sekundanten wählte. Ich, der ich nur immer den Bogen führe, aber von Degen und Piſtolen faſt gar nichts verſtehe, entſchuldigte mich mit einem ſehr heftigen Schnupfen, den ich mir im Theater zugezogen hätte, es wäre mir daher diesmal unmöglich, mich ſo leichtſinnig der kühlen Morgenluft auszuſetzen, zu jeder andern Zeit würde es mir ein Vergnügen ſein, für ihn auf dem Felde der Ehre zu ſiegen oder zu fallen. Vielleicht findet man, daß ich zu ſcherzhaft von ſolchen ernſten Dingen erzähle, aber die Duellwuth, wie ſie in Sid-

ney graſſirt, iſt zu bramarbaſirend, um nicht lächerlich zu ſein, und dann geſchieht es nur äußerſt ſelten, daß die bombaſtiſchen Helden bei einer ſolchen Affaire auch nur ein Tröpfchen ihres tapfern Blutes verlieren. Auch diesmal war es nicht anders, denn kaum ſtanden ſich die beiden Helden, den Degen in der Fauſt, einander gegenüber, ſo war auch ſchon ihr bischen Muth verraucht, und anſtatt nach Gebühr ſich gegenſeitig todtzuſtechen, wurde einigen Champagnerflaſchen der Hals gebrochen und ewige Freundſchaft getrunken.

Im Foreigner-Hotel, welches zu einem Theater eingerichtet wurde, giebt ſeit 14 Tagen eine italieniſche Opernkompagnie Vorſtellungen, die brillante Einnahmen erzielt. Die Geſellſchaft ſollte ſich viel eher eine poliglotte als italieniſche nennen, denn ein ſolches Zungenragout aller möglichen Sprachen und Nationen hörte ich auf dem Theater noch nie. Die Primadonna, Miß Waverley, eine amerikaniſche Negerin, iſt ſchwarz wie ein Rabe, der Tenoriſt ſingt deutſch, der Bariton italieniſch, der Baß franzöſiſch und die übrigen engliſch. Der Impreſſario dieſer Geſellſchaft, ein kurzes dickes Männchen mit goldener Brille, deſſen Geſicht einer Spitzbubenherberge voll Schelmerei gleicht, beſuchte mich dieſer Tage und wollte mich für ſein Unternehmen auf eine Reihe von Konzerten engagiren. Sein Benehmen voll Anſtand, hatte etwas von jenem feierlichen Ernſt, mit dem die ſchlaue Durchtriebenheit ſich gewöhnlich zu vermummen

ſucht, und obwohl auf ſeiner Viſitenkarte zu leſen war: „Sir James Cohen, New-Orleans," ſo konnte es doch einem Kennerauge nicht entgehen, daß der Mann ein Deutſcher und ſein Name wohl eher „Jakob Kohn" lauten dürfte. Trotzdem ich ein radebrechendes Engliſch erkünſtelte, um nur wieder einmal das liebe Deutſch ſprechen zu können, war der Mann doch nicht zu bewegen, mit mir in ſeiner Mutterſprache zu reden. Da ich ſeine Anerbietungen weder annehmen wollte noch konnte, ſo verließ er mich bald, zuvor aber hatte ich noch den ſüßen Triumph, daß Sir James, ſich vergeſſend, das Geſtändniß ablegte, daß er kein Amerikaner aus New-Orleans, ſondern ein zahmer Deutſcher aus Frankfurt ſei. Der Direktor des Royal Victoria-Theaters aber ſieht nur mit ſcheelen Augen das Gedeihen dieſes Unternehmens, und wie ein feiner Diplomat führt er ermüdende Guerillakämpfe gegen ſeinen Feind, den er durch die extravagauteſten Streiche zu demüthigen ſucht.

Vergangenen Dienſtag flüſterte man wieder von einer geheimen Mine, die der Viktoriatheater-Impreſſario gegen Sir James gegraben, und ganz Sidney ſtrömte in's neue Theater. Es wurde „Lucia von Lamermoor" gegeben, und nur wie durch ein Wunder wurde ich, der froh war, mit einigen unſanften Rippenſtößen davon zu kommen, von der wogenden Menge in's Haus gefluthet und in der Loge eines Bekannten wieder ausgeworfen. Der Vorhang rollte auf, die Oper begann. Bis auf den Baſſiſten ging alles gut, die Stimme der ſchwarzen Lucia hatte einen überraſchenden Wohlklang, aber ihr Spiel war zu lebhaft, und das Gedächtniß ſchwach. Der erſte Akt ging ganz ereignißlos vorüber, und das

ſkandalſüchtige Publikum war erſtaunt, über nichts erſtaunt zu ſein. Aber im dritten Akte wurde der ſchwarzen Lucia vor den Gaslampen eine charakteriſtiſche Huldigung dargebracht. Sie trillerte eben ihre Wahnſinns-Variationen, als ſie durch einen gellenden Pfiff unterbrochen wurde, bei dem plötzlich die Lampen erloſchen und den ganzen Theaterraum in rabenſchwarze Nacht verſetzten.

Die Verwirrung, die jetzt begann, war paniſch und komiſch zugleich. Lucia wurde vor Schreck von ihrem Wahnſinn geheilt und erhob, im Dunkeln herumtappend, ein aufrichtiges Angſtgeſchrei. Das Publikum lachte und ſchimpfte, die ſchottiſchen Ritter fielen im Finſtern und zerſchlugen ſich die Köpfe, und der verbannte Edgardo kam ohne Erlaubniß, über einen Baum ſtolpernd, auf die Bühne geſtürzt und fluchte im reinſten Hannoveraniſchen über die Bosheit der treuloſen Gasbeleuchtungskompagnie. In einer Hand hielt er ſein Schwert, in der andern eine brennende Kerze, die nur ein ſchwaches Licht über dieſes ſtockfinſtere Ereigniß verbreitete. Vier ſchottiſche Edle, die in der verwirrenden Eile ihre Mäntel anzulegen vergeſſen und in Hemdärmeln erſchienen, brachten den zu Tod erſchrockenen Sir James auf die Bühne. Ein lautes Gelächter empfing den armen Impreſſario und ſo oft er reden wollte, wurde er verlacht. Alle Wiederbelebungsverſuche der Gaslampen blieben erfolglos und wie ich ſpäter hörte, hatte dieſes finſtere Impromptu darin ſeinen Grund, daß die Rechnungen der Gasbeleuchtungsgeſellſchaft von Sir James nicht pünktlich genug bezahlt wurden.

Druck von Friedrich Andrä in Leipzig.